Die

Freimaurerei der Frauen.

Roman

von

Charles Monselet.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Ferdinand Heine.



Erstes Bändchen.

Leipzig.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1856.

I.

Ein Schuß hallte durch die Nacht.

„Was war das?“ frug ein Herr, den Kopf durch das Fenster eines Reisewagens steckend, der auf der Straße von Ecouen nach Saint-Denis dahinrollte.

Der Kutscher hielt die Pferde an und sah sich rings in der Gegend um.

Es mochte etwa elf Uhr sein.

Obgleich die ganze Gegend hier kahl und flach war, beschien der Mond doch nur dicke, bewegliche Dunstmassen, denen ähnlich, die von den schweißtriefenden Pferden aufstiegen.

„Nun?“ frug der Herr noch einmal.

„Nun,“ antwortete der Kutscher, „ich glaube, daß es aus dem Hause der Madame Abadie kam.“

„Wo ist dieses Haus?“

„Dort, rechts vor uns,“ sagte der Kutscher, mit dem Peitschenstiel auf einen weißen Punkt zeigend.

„So fahre vorsichtig weiter und horche auf.“

Der Wagen fuhr im Schritt noch etwa fünf bis sechs Minuten weiter.

Dann hielt der Kutscher noch einmal, nicht weit von einem, dem Anschein nach noch neuen, Hause an, das, ganz einsam, dicht an der Straße lag.

Der Herr steckte den Kopf abermals zum Wagenfenster heraus.

„Hörst Du irgend etwas?‘

„Nichts mehr.“

„Sieht man Licht an einem der Fenster?“

„Nirgends.“

„Dann hast Du Dich wahrscheinlich geirrt und der Schuß wird wo anders gefallen sein.

„Hm! drollig ist die Sache denn doch!“ brummte der Kutscher.

„Was ist drollig?“

„Auch der Hund bellt nicht, wie er sonst immer zu thun pflegt, wenn ein Wagen des Nachts vorüber fährt. Ich bin ja schon so oft diesen Weg gefahren.“

„Wie mir scheint, ist ein Garten am Hause?“

„Ja wohl, mein Herr, und ein großer; er liegt hinterm Hause, und wie man sagt, soll Madame Abadie schon viel Geld auf ihn verwendet haben.“

„Wer ist diese Madame Abadie?“

„Eine Alte.“

„Was treibt sie?“



„Nichts. Sie ist eine Bürgerliche. Vor etwa einem Jahre hat sie dies Haus gekauft und bezogen.“

„Ich denke aber doch, sie wird es nicht ganz allein bewohnen?“

„Ach nein, mein Herr; dazu liebt Madame Abadie die Gesellschaft zu sehr. Trotz ihres Alters empfängt sie häufig Besuche, besonders von Damen. Sie hat auch eine Dienerin, François nicht mit gerechnet.“

„Wer ist François?“

„Das ist der Gärtner.“

„Nun denn,“ sagte der Herr, „es ist klar, daß der Schuß nicht in dem Hause gefallen sein kann. Fahre weiter.“

Und zum zweiten Male zog der Herr seinen Kopf wieder zurück.

Aber der Wagen rührte sich nicht von der Stelle.

„So fahre doch zu!“ rief der Herr; „was besinnst Du Dich denn noch?“

„Ich besinne mich eben darauf,“ entgegnete der Kutscher, „daß ich François ja noch in Ecouen gesehen habe, als ich da wegfuhr; im Gasthof zum Mohrenkopf, wo er seine gewöhnliche Piquetpartie spielte.“

„Das ändert freilich die Sache: der Hund bellt nicht, der Gärtner ist abwesend — aber es ist ja immer noch die Dienerin da; also, vorwärts!“

Trotz dieses zweiten Befehls blieb aber der Kutscher immer noch halten.

„Hören Sie doch!“ rief er halblaut.

„Was denn noch?"

„Mir war es eben, als ob man im oberen Stock ganz leise ein Fenster öffnete."

„Teufel!"

„Still — da gewahre ich den Kopf eines Mannes — er sieht hierher — er macht schnell das Fenster wieder zu. — Hören Sie nicht das plötzliche Geräusch im Hause? — das klingt, als ob man einen Sack Kartoffeln auf einem Boden ausschüttete."

„Wahrhaftig!" rief der Herr, diesmal aus dem Wagen springend.

„Ich sagte es ja gleich!"

„Wir müssen uns Aufklärung verschaffen."

„Was gedenken Sie zu thun?"

„Bleibe auf Deinem Kutscherbock, während ich an das Thor klopfe; und passe auf."

Der Herr ging auf das Haus zu; dort angekommen blieb er aber stehen, schien nachzudenken, und kehrte wieder zum Wagen zurück.

„Nun, Sie haben nicht geklopft?" frug der Kutscher.

„Es war nicht nöthig; das Thor steht offen."

„Oho!"

„Pfeife, oder singe und knalle mit der Peitsche, während ich in's Haus gehe."

„Sie wollen hineingehen, mein Herr?"

„Ganz natürlich."

„Und allein?"

„Sei unbesorgt," sagte der Herr, ein paar Taschen-

terzerole hervorziehend; „ich pflege diese Dingerchen auf Reisen stets bei mir zu haben.“

„Na, wenn auch! — sehen Sie Sich dennoch vor,“ versetzte der Kutscher kopfschüttelnd.

„Wenn ich in zehn Minuten nicht wieder bei Dir bin, oder Dir nicht ein Zeichen aus dem Fenster gegeben habe, dann folge mir nach. — Aber was da! ich mögte darauf wetten, daß gar nichts hinter der Sache steckt.“

Und mit den Worten ging der Herr raschen Schrittes auf das Thor zu.

Es stand, wie gesagt, offen, und er trat in den Hof.

Das Erste, woran sein Fuß stieß, war der Leichnam eines großen Hundes.

„Alle tausend! ein schlimmes Zeichen,“ murmelte er.

Er stieg einen kleinen Perron hinan; auch die Hausthüre war nur angelehnt.

Er stieß sie auf.

Im Hause herrschte tiefe Finsterniß.

Dennoch kam es dem Reisenden nicht in den Sinn, wieder umzukehren; nur blieb er einige Minuten unbeweglich stehen — theils um zu horchen, theils um seine Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen.

Bald konnte er die untersten Stufen einer Treppe unterscheiden, von der ein schwacher Lichtschimmer herabschien, und im selben Augenblicke war es ihm, als ob ein Ton, ein Ausruf des Schmerzes an sein Ohr schlüge.

Nachdem er sich so ein wenig besser orientirt, stieg er die Treppe ziemlich rasch hinan; an den obersten Stu-

fen angelangt, gleitete jedoch sein Fuß in etwas Schlüpferigem aus, und, hätte er nicht schnell das Treppengeländer erfaßt, er wäre rückwärts wieder herabgestürzt. Die Ursache ward ihm jedoch alsbald klar, denn auf dem Flur des ersten Stockes lag eine umgeworfene und zerbrochene Lampe, und der schwache Schein, der ihn geleitet hatte, kam von dem Aufflackern des Dochtes, der in dem vergossenen Oele lag.

Abermals ließ sich das schmerzliche Stöhnen vernehmen, und jetzt viel deutlicher; es schien aus einem, nach der Hinterseite des Hauses zu gelegenen, Zimmer zu kommen.

Der Richtung dieser Töne folgend, mußte sich der Herr über verschiedene umgeworfene Gegenstände, Stühle, ein Tisch, forttappen und erreichte glücklich die Zimmerthüre.

Seine erste Sorge war, nach dem Fenster zu suchen, die geschlossenen Gardinen auseinanderzureißen und das Fenster weit aufzumachen. Bei dem vom Spiegel zurückgegebenen Scheine des Mondes erkannte er zwei Kandelaber auf dem Kaminsimse. Er nahm eine Kerze von dem einen, eilte hinaus auf den Flur und zündete sie am Lampendochte an.

Ein furchtbarer Anblick ward ihm, als er wieder in's Zimmer trat.

Es war ein Schlafzimmer, in größter Unordnung, überall deutliche Zeichen des gewaltsamen Einbruches und der Plünderung. Mitten im Zimmer saß eine Frau von

fünfundsechzig bis siebzig Jahren, auf einem großen Armstuhl festgebunden; zahlreiche Blutspuren auf ihrem weißen Camisole zeigten, daß sie bedeutende Wunden erhalten hatte.

Der Mund war mit einem Tuche zugebunden.

Der Herr beeilte sich, vor allen Dingen dieses Tuch aufzuknüpfen, und neigte sich dann nahe über die Unglückliche. Die Augen waren weit aufgerissen und glänzten von einem seltsamen Feuer.

„Oben — oben —“ waren die ersten Worte, die sie hervorzubringen vermochte.

Auf diese Andeutung hin, war der Herr eben im Begriff, aus dem Zimmer zu stürzen, als ein Geräusch im Garten seine Blicke auf das offenstehende Fenster zog. Er sah zwei Gestalten, die in größter Eile flohen und dabei die Blumenstellagen umwarfen und die Bäumchen knickten.

Schnell machte er das eine seiner Taschenterzerole fertig, zielte und feuerte.

Jedenfalls hatte er gefehlt, denn eine Minute darauf sah er die beiden Gestalten wieder, auf der Gartenmauer reitend; und bevor er noch Zeit gehabt, das zweite Terzerol zu spannen, waren sie jenseits der Mauer verschwunden.

„Ungeschickt!“ rief der Herr, sich selbst zürnend.

Indem er sich umwendet und wieder durch's Zimmer schreitet, um der ersten Weisung der Verwundeten zu folgen, gewahrte er seinen Kutscher, den der Schuß

rasch in's Haus gelockt hatte, starr vor Entsetzen, in der Thüre erscheinen.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen! was ist denn nur hier vorgegangen, mein Herr?" rief er.

„Zünde die anderen Kerzen an, nimm Dir eine davon und durchsuche das ganze Haus von oben bis unten; ich will indessen versuchen, dieser armen Frau einige Hülfe zu leisten. Beeile Dich und statte mir hier sogleich Bericht über das ab, was Du gefunden haben wirst."

„Ja, ja! mein Herr; ich bin im Augenblicke wieder bei Ihnen."

Nachdem der Reisende mit Madame Abadie allein geblieben, war es seine erste Sorge, die Stricke zu durchschneiden, mit denen sie auf den Armstuhl festgebunden war. Dann richtete er einige Fragen an sie, über ihre Wunden, über die Räuber, und dergleichen; allein sie war außer Stande, zu antworten und schüttelte nur ein wenig den Kopf. Mehrmals führte sie eine Hand nach dem Munde, und nach langer Anstrengung gelang es ihr endlich, das Wort „Trinken!" — zu stammeln.

Zum Glück war die Wasserkaraffe auf dem Nachttische unverletzt geblieben, so daß es dem Herrn möglich ward, den Wunsch der Aermsten sogleich zu erfüllen.

Während sie gierig trank, betrachtete er sie genauer. Sie mußte in ihrer Jugend wunderschön gewesen sein, und noch jetzt, und trotz ihres elenden Zustandes, hatten ihre Züge einen höchst edlen Ausdruck; sie zeugten von einem großen Charakter.

„Ich danke Ihnen, mein Herr," lispelte sie endlich, ihm das Glas zurückgebend und auch ihn aufmerksam betrachtend.

„Fühlen Sie Sich jetzt ein wenig besser?"

„Ja — aber — es ist doch Alles vorbei," entgegnete sie mit dem Lächeln der Gewißheit.

Und ihr Camisol öffnend, zeigte sie drei oder vier klaffende Messerwunden auf ihrer Brust.

Entsetzt schauderte der Reisende zurück.

„Hier muß schnell ein Arzt herbeigeschafft werden," sagte er, „und ich will sogleich —"

„Nein, nein! bleiben Sie!" rief sie mit angestrengter Lebhaftigkeit; „bleiben Sie! — er würde wahrscheinlich zu spät kommen — und ich muß mit Ihnen sprechen."

Die schwerfälligen und eiligen Schritte des Kutschers ließen sich in diesem Augenblicke wieder vernehmen.

Er trat mit verstörtem Gesicht ein.

„Nun?" rief ihm der Herr fragend entgegen.

„Großer Gott! die Schränke und Kasten sind erbrochen — Alles ist geraubt, fortgeschleppt!"

Wer jetzt Zeit und Sinn dafür gehabt hätte, die Züge der Madame Abadie zu beobachten, der würde einen eigenthümlichen Ausdruck verächtlicher Gleichgiltigkeit über diese Nachricht darin bemerkt haben, und gleich darauf, wie sie die Blicke unwillkürlich nach jenem Theile des Zimmers richtete, von wo der früher erwähnte Spiegel schimmerte.

„Aber das ist noch nicht Alles,“ fuhr der Kutscher zögernd fort; „wenn Sie wüßten —“

„Ich weiß —“ stammelte Madame Abadie; „arme Josephine! — sie hat mich schützen — mich vertheidigen wollen — sie hat versucht zu schreien und — sie haben sie ermordet —“

„Ja, ja, mein Herr; hier dicht nebenan — es ist ein schrecklicher Anblick!“

„So fahre eiligst nach Ecouen — oder nein, nach Saint-Denis! Man muß sogleich die Gerichte benachrichtigen! Es ist keine Minute Zeit zu verlieren!“

Als Madame Abadie diesen Befehl vernahm, versuchte sie gewaltsam sich im Stuhle emporzurichten und die Arme nach dem Kutscher auszustrecken, als wollte sie diesen, der eben im Begriff stand, dem Befehl zu gehorchen, zurückhalten.

„Nein!“ preßte sie endlich hervor.

Die beiden Männer blickten sich erstaunt an.

„Noch nicht —“ fuhr sie fort; „keine Gerichte!“

„Aber es ist doch unumgänglich nöthig, daß Sie eine Declaration abgeben!“

„Ja, ja — aber Ihnen — erst Ihnen! — und dann, wenn ich noch Kraft genug habe. — Ach! zu trinken, zu trinken!“

„Hier, Madame.“

„Und nun —“ lispelte sie, nachdem sie ein zweites Mal getrunken, „bitte ich Sie — schicken Sie den Mann fort.“

Es ist vielleicht seltsam, daß die Maler, die so oft den Stoff für ihre Kunstwerke von den Romanschreibern und Dichtern erwarten, diesen nicht vielmehr im gewöhnlichen Leben suchen, das so reich an poetischen wie wirkungsvollen Vorwürfen ist. Der Scene zum Beispiel, die wir jetzt schildern, fehlte nichts, um eine leidenschaftliche Palette zu reizen, — weder Gefühl, noch dramatische Situation, noch Gegensätze der Beleuchtung, noch Geheimnißvolles, noch Schrecken und malerische Verwirrung. Die Bettgardinen hingen halb zerrissen und mit den Spuren blutiger Finger zur Erde herab; viele Möbeln waren umgeworfen, zerbrochen; überall sichtbare Spuren des Kampfes und der Verwüstung. Die bleiche, stille Nacht, die man durch das weitgeöffnete Fenster gewahrte, bildete einen poetischen Contrast und machte dieses Bild des Mordes nur noch grauenhafter: hier die verbrecherischen Leidenschaften der Menschen, dort der heilige Friede der ewigen Gottesnatur.

„Ich bin ganz Ohr, Madame," sagte der Reisende, als er sich mit Madame Abadie allein sah.

„Ich bitte Sie, meinen Armstuhl näher an den Kamin zu rücken — so — noch etwas näher."

Sie erhob ihre zitternde Hand und strich damit suchend an der Wand hin, bis sie einen von der Tapete verborgenen Punkt gefunden hatte.

Augenblicklich glitt der große Spiegel, der über dem Kamin angebracht war, in einem Falz zur Seite und zeigte ein dahinter befindliches Wandgetäfel.

„Mein Herr," sprach Madame Abadie, „ich erwarte einen außerordentlichen, einen letzten Dienst von Ihnen, einen jener Dienste, wie sie eben nur eine Sterbende zu erbitten das Recht hat."

„Sprechen Sie ohne Scheu, Madame, und, was es auch betreffen möge, seien Sie versichert, daß Sie es mit einem Ehrenmanne zu thun haben."

Diese Worte des Reisenden schienen einen sehr beruhigenden Eindruck auf sie zu machen.

„Oeffnen Sie dieses Wandschränkchen," sagte sie; „Sie werden darin unter anderen Gegenständen mein rechtsgültiges und bestätigtes Testament finden; dies gehört den Gerichten von rechtswegen; und das ist es dennoch nicht, um was es sich handelt. Sie finden Rentencoupons darin, zahlbar an den Besitzer, und — Gold — zwanzigtausend Francs in einem Beutel. — Sehen Sie sie?"

„Ja, Madame."

„Sie sind vielleicht nicht reich," fuhr sie nach einigem Zögern fort; „und es ist dennoch nicht mehr wie recht und billig, daß Sie für die Bemühungen und den Zeitverlust, den Ihnen meine Bitte verursachen wird, eine kleine Entschädigung erhalten."

„Das ist durchaus unnöthig," sprach er lächelnd.

„Warum?"

„Weil ich zweiundsiebenzigtausend Francs jährliche Einkünfte habe, und diese Summe für alle meine Be-

dürfnisse, und auch wohl Liebhabereien, vollkommen ausreicht.“

„Verzeihen Sie mir meine Indiscretion,“ sagte Madame Abadie; „ich komme jetzt zu dem Wichtigeren, denn ich fühle allgemag, daß mir die Zeit karg zugemessen ist. Sehen Sie dieses Kästchen im Innern des Wandschränkchens?“

„Ein kleines Kästchen? Ja wohl.“

„Geben Sie es mir,“ sagte sie.

Und als sie es in den Händen hatte, fuhr sie fort:

„Die Ehre, das Interesse von mehr als hundert Familien sind darin enthalten. Es ist ein heiliges Vermächtniß, das mir anvertraut worden ist, und das ich jetzt anderen Händen anvertrauen muß. Sie werden dieses Kästchen, so bald Sie irgend können, der Frau Marquise von Pressigny zu eigenen Händen übergeben.“

„In Paris?“

„Nein. Seit einem oder zwei Monaten wohnt die Marquise von Pressigny mit ihrer Schwester, der Gräfin Ingrande in dem kleinen Städtchen Teste-de-Buch, an der Meeresküste, in der Gegend der Landes, glaube ich.“

„Ein Seebad! ich kenne es.“

„Es ist nichts in diesem Vermächtnisse enthalten, was Ihr Gewissen beunruhigen könnte. — Ich sprach Ihnen soeben von meinem Testamente; — alles was ich besitze ist in diesem meinen natürlichen Erben gesichert. Dieses Kästchen enthält etwas anderes als mein moralisches Testament — das heißt —“

Sie schien zu zögern.

„Enden Sie, Madame."

„Das heißt, die Uebertragung einer Gewalt, von der, wie ich Ihnen so eben sagte, die wichtigsten Interessen abhängen. — Verzeihen Sie mir, wenn ich genöthigt bin, diesen Auftrag in ein geheimnißvolles Dunkel zu hüllen; ich darf mich nicht deutlicher erklären; und ohne die außerordentliche und furchtbare Lage, in der ich mich befinde, würde ich nicht einmal so viel haben sagen können."

„Ich bin weit davon entfernt, Madame, Sie durch eine unbescheidene Neugierde zu belästigen."

„Das ist wahr — obwohl das Ungewöhnliche meiner Bitte Ihnen das Recht dazu verleiht. Ich danke Ihnen dafür. — Aber zwischen der Furcht schwebend, in Ihren Augen als eine — Visionärin zu erscheinen, und dem Wunsche, Sie von der Wichtigkeit dieser Mission zu überzeugen, meinte ich, den Schleier eines Geheimnisses, das nicht mir allein angehört, wenigstens so weit lüften zu müssen."

„Hegen Sie keine Besorgniß; ich besitze die Fähigkeit, meinem Gedächtnisse gebieten zu können, und werde daher nur Eine Erinnerung von dem Gespräche dieser Nacht darin bewahren: Die, an die Heiligkeit meiner eingegangenen Verpflichtung."

Während einer Pause, um neue Kräfte zu sammeln, heftete Madame Abadie einen Blick der innigsten Dankbarkeit auf den Reisenden; dann fuhr sie fort:

„Es wäre möglich, daß Sie später einmal in der Welt sich versucht fühlen könnten, gewisse Ereignisse mit meinen letzten Worten in Verbindung zu bringen. Versprechen Sie mir, daß Sie nicht streben wollen, das zu ergründen, was für immer ein Geheimniß bleiben muß."

„Ich verspreche Ihnen, selbst den mir ertheilten Auftrag zu vergessen, sobald ich ihn erfüllt haben werde."

„Gut! — Um diesen Preis, mein Herr, und trotzdem Ihnen Ihre Stellung in der Welt ein glückliches und unabhängiges Leben sichert, wird ein unsichtbarer Schutz Sie überall umgeben, wird alle Ihre Pfade zu ebenen und sanft zu machen wissen. — O, glauben Sie ja nicht, daß jetzt eine Art von Wahrsagerin mit Ihnen spricht; es ist aber eine Frau, der Verbindungen eigenthümlicher Art eine gewisse Macht verliehen haben, eine geheimnißvolle, nichtsdestoweniger aber wirkliche Macht, deren Wirkungen nichts, selbst nicht der Tod wird verhindern können."

Es war, als ob diese letzten Worte die Lebenskraft der Madame Abadie vollends erschöpft hätten.

Der Reisende bemerkte es; er nahm das Käſtchen an sich.

„Und der Schlüssel?" frug er.

„Der ist überflüssig; das Käſtchen öffnet sich vermittelst eines geheimen Mechanismus, den die Frau Marquise von Pressigny kennt. Zudem sind die Verfügungen, welche darin enthalten, mit einer besonderen Geheimschrift geschrieben."

Während dieses Gesprächs waren die Blutflecken auf ihrem Nachtgewande immer größer geworden, und in gleichen Grade hatte, in Folge einer furchtbaren Rückwirkung, ihre Bläße zugenommen.

„Ist das alles, was Sie mir anzuvertrauen haben?“ sprach der Herr, dem diese beunruhigenden Symptome keineswegs entgangen waren.

„Treffen Sie Ihre Maßregeln ja mit größter Vorsicht — um bis zur Marquise zu gelangen — Sie können nicht behutsam genug sein — — hören Sie?“

„Ich verstehe vollkommen. Nun, und weiter?“

„Warten Sie — O, mein Gott! gewähre mir nur noch wenige Augenblicke — — Was sagte ich so eben? — Ach! — Nein, ich kann nicht mehr —“

„Fassen Sie Muth!“

„Nein — es ist — vorüber!“ stöhnte sie mit einem letzten Versuche, ihren Kopf emporzurichten. „Nein — leben Sie wohl! — Sie können — Ihren Diener — zurück — rufen —“

Es waren ihre letzten Worte: ein krampfhaftes Zittern bemächtigte sich ihres ganzen Körpers; der, durch eine unerhörte moralische wie physische Kraftanstrengung kurze Zeit niedergehaltene Schmerz trat plötzlich wieder in seine rohen Rechte. Es war, als ob ein Geisterhauch über ihr Gesicht wehete und die so eben noch in ihren Zügen sichtbar gewesene Intelligenz urplötzlich zerstörte; die Finger streckten sich aus und wurden starr; der Mund öffnete sich, als ob eine Feder, die die Lippen geschlossen

gehalten, zerbrochen; noch einmal durchrieselte ein Schauer den Körper vom Scheitel bis zur Zehe und — der letzte Lebenshauch des armen Weibes war entflohen.

Wenige Minuten darauf saß der Herr wieder in seinem Wagen, der rasch auf der Straße nach Saint-Denis dahinrollte.

Alles verlief nach den hergebrachten Formalitäten. Er erstattete der obrigkeitlichen Behörde Anzeige von dem furchtbaren Drama, dessen Zeuge er — leider erst zu spät geworden war; das Versprechen jedoch, das er der Sterbenden gegeben, hielt er streng geheim, und seine erste Sorge war, das ihm anvertraute Käßtchen sicher zu verbergen, bis es ihm möglich werden würde, es an seine neue Besitzerin gelangen zu lassen.

Zwei Tage nach jenem Ereignisse las man folgenden Artikel in den Zeitungen:

„Wiederum hat sich eines jener furchtbaren und geheimnißvollen Ereignisse zugetragen, zu denen die Umgebungen von Paris seit einiger Zeit leider ein trauriges Monopol zu besitzen scheinen.

„In der Nacht vom 10. zum 11. dieses Monats ist die Dame Abadie, Bewohnerin ihres eigenen Hauses in der Nähe von Ecouen, nebst ihrer Dienerin das Opfer eines schauderhaften Raubmordes geworden, dessen Thäter bis jetzt noch nicht ermittelt worden sind. Man vermuthet, daß die Habsucht der alleinige Beweggrund dieses Doppelmordes gewesen sei, der jetzt den Inhalt aller Ge-

spräche im ganzen Arrondissement bildet, wo Madame Abadie eben so beliebt wie geachtet war.

„Die Gerichte haben sich sofort an Ort und Stelle verfügt und eine sorgsame Untersuchung des Thatbestandes angestellt. Aus dieser Untersuchung ergiebt es sich, daß die Mörder durch irgend ein Geräusch von außen in ihrem Vorhaben gestört worden sind, und die Hälfte ihres Raubes im Stiche gelassen haben; dennoch ist es ihnen gelungen sich vieler Gegenstände von Werth und unter anderem des ganzen Silbergeschirres zu bemächtigen. Nur die Papiere, unter denen sich auch das Testament der Verstorbenen befand, sind unberührt geblieben, was jeden Verdacht einer persönlichen Rache ausschließt.

„Die Dame Abadie galt für viel reicher, als sie es in der That war, und diesen Ruf verdankte sie mehreren sehr hohen Verbindungen, in denen sie noch bis zu ihren letzten Tagen auf geheimnißvolle Weise mit gewissen pariser Salons stand. Mit Recht darf man sich darüber verwundern, da die Vergangenheit der Dame Abadie nicht immer vor übler Nachrede behütet worden ist; begabt mit einer eben so außerordentlichen Schönheit wie bedeutendem natürlichen Verstande, hat sie ehemals eine große Rolle gespielt; indeß soll diese Rolle keineswegs von solcher Art gewesen sein, um ihr die Thüren der aristokratischen Gesellschaft zu eröffnen. Mehrere Personen, Zeitgenossen ihrer Jugend, behaupten hartnäckig in ihr eine jener Göttinnen der Vernunft wiedererkannt zu haben, wie sie der revolutionaire Fanatismus damals

öffentlich und im Triumphe durch die Straßen von Paris trug. Unter dem Direktorium und dem Consulate hat Madame Abadie — der das seltene Privilegium zu theil ward, für jene Dinge, wenn auch nicht Vergessenheit, so doch Vergebung zu erlangen — eine kurze Zeit lang neben den ersten Modedamen geglänzt.

„Sie war zweimal verheirathet gewesen, und noch unter der Restauration hatten die Gerichtstribunale mehr als einen ehelichen Zwist zwischen ihr und ihrem Gatten zu schlichten.

„Während ihrer letzten Lebensjahre scheint Madame Abadie ihr Streben hauptsächlich darauf gerichtet zu haben, den Nachklang eines jeden, früher von ihr hervorgerufenen Scandals, durch eine musterhafte Frömmigkeit, so wie durch Werke der Barmherzigkeit zu verwischen. Es war ihr dies fast vollständig gelungen; und ohne jene schauderhafte Katastrophe, welche ihren Lebensfaden so urplötzlich zerriß, würde sie zweifelsohne in aller Stille und Vergessenheit aus der Welt geschieden sein. Die gerichtlichen Nachforschungen haben ergeben, daß sie so eben ihr achtundsiebzigstes Lebensjahr vollendet hatte; der schärfste Beobachter würde ihr, nach ihrem Aeußeren, kaum fünfundsechzig gegeben haben."

II.

Die Seebäder von Teste-de-Buch.

Die Seebäder von Teste-de-Buch erhalten durch die wilde Gegend, von der sie umgeben sind, einen ganz eigenthümlichen und energischen Charakter. Sie gleichen weder Dieppe, noch Boulogne, noch Trouville, noch Royan.

Teste-de-Buch, in einem, von den Landes*) beschriebenen, weiten und traurigen Umkreise gelegen, war vor wenig Jahren noch gänzlich unbekannt; Fischer und Harzsieder bildeten fast die ganze Bevölkerung, kurz es war, um mich eines, zwar trivialen aber bezeichnenden Ausdrucks zu bedienen, ein erbärmliches Nest. Kaum konnte man in den nächstgelegenen Städten eine öffentliche Fahrgelegenheit finden, um dahin zu gelangen; dort aber die Seebäder zu gebrauchen, daran dachte vollends gar Niemand. Die Bordeleser wußten nur, gleichsam traditio-

*) Haidesteppen der Gascogne.

nell, daß jener Theil ihrer Provinz von seltsamen Menschen bewohnt sei, die in Thierfelle gekleidet wären und auf hohen Stelzen gingen. Darauf aber beschränkte sich auch ihre ganze Kunde von ihnen.

Der Speculation, die man endlich vernünftig genug ist, nicht mehr so entsetzlich zu verlästern, verdankt der kleine Hafen von Teste-de-Buch seinen fast wunderbaren Aufschwung. Man erinnert sich ohne Zweifel des großen Beifalls, mit dem gegen die Mitte von Ludwig Philipp's Regierung eine Menge von Urbarmachungsprojecten aufgenommen wurden. Fast in allen Departements schossen Ackerbauvereine wie die Pilze aus der Erde hervor; wo man nur hinblickte, wurden wild daliegende Länderstrecken urbar gemacht. So unter anderen leistete auch die Ackerbaugesellschaft von Arcachon wahrhaft Wunderbares in dieser Hinsicht; sie schuf Wiesen, Felder, Meiereien, Bäckereien, und eines schönen Morgens knüpfte sie sogar an eine der Vorstädte von Bordeaux zwei parallellaufende Eisenbänder, auf denen die Bevölkerung in aller Bequemlichkeit über ein, bis dahin unbekanntes, phantastisches, märchenhaftes Land dahin gleiten konnte.

Ein kahles, hin und wieder mit Brombeersträuchen bedecktes Haideland; unermeßliche Sümpfe, zwischen denen da oder dort ein Trupp riesenhafter Fichten in der Ferne auftaucht; dann plötzlich wieder lange Strecken dichtes Unterholz, dahinter Eichenbüsche, aus denen das rauhe Klagegeheul hungriger Wölfe erschallt; hier und da ein

einsames, altes Wirthshaus mit festgeschlossenen Fenstern und offenstehenden Thüren; dort wieder ganze Schwärme wilder Gänse; hochbeinige Störche und Reiher; ein leise und trübe, durch flache Marschen sich fortwindender Fluß; menschenleere Dörfer, Toquetoucaud, Croix-d'Ilbins, Cantaranne, Viganos genannt; von Zeit zu Zeit steigt der Rauch eines einzelnen Hüttenwerks auf; dann, wenn man sich Teste-de-Buch nähert, ein ganzer Horizont salziger Wiesen, Hunderte von Fischerzelten und ausgespannten Netzen, die in der Sonne glänzen, wie an einem schönen Herbstmorgen die leichten Spinnenweben auf den kahlen Stoppelfeldern.

Dennoch müssen wir bekennen, daß — trotz der Schöpfung dieses Schienenwegs — der Ruf der Seebäder von Teste-de-Buch, oder auch kurzweg la-Teste, kaum noch über die Gränzen des Departements der Gironde gedrungen ist. Indeß darf man sich, ob dieser Gleichgültigkeit des großen Haufens, nicht eben sehr betrüben; lassen wir die Modewelt sich nach Havre-de-Grace oder sonst wohin wälzen, und bewahren wir uns diesen Winkel der Erde, der dem Lorgnon der Elegants bis jetzt noch so ziemlich entgangen war, für uns. Die Poesie, welche man hier athmet, beklemmt zwar das Herz, erhebt die Gedanken, entlockt uns sogar eine Thräne, verscheucht dagegen auch die Personen, die eben nur hierherkommen, um sich zu amüsiren.

In der That lauern hier nicht an jeder Biegung des Weges jene eigenthümlichen Contraste und grellen land-

schaftlichen Uebergänge auf uns, wie wir sie zum Beispiel an der Küste der Normandie so häufig finden, wo dicht neben der düstersten Stranddüne der reizendste Pachthof inmitten grünender Bäume uns freundlich anlockt. In und um Teste-de-Buch — wie doch schon dieser alte, finstere Name in Harmonie mit der Umgegend steht! — ist Alles gleichförmig: Meer, Sand, Nadelholz. Und doch hat Gott mit diesen drei Dingen hier wahre Meisterstücke feierlicher Erhabenheit und poetischer Melancholie geschaffen: weithin sich erstreckende schwarze Waldungen, wunderbare Dünen, deren Formen der Wind ewig ändert und bewegt, und endlich einen ungeheuren See von erschreckender Majestät, dem nur die schottischen Hochlandsgrotten fehlen, um einer der schönsten Seen der Welt zu sein: das Bassin von Arcachon.

Und trotzdem gewährt dieses Bassin von Arcachon, dessen Ueberfahrt höchst gefährlich ist, eine der schönsten Ansichten an diesem ganzen Theil der französischen Küste.

Um diese schöne Ansicht besser genießen zu können, hatten zwei Schwestern, die Frau Gräfin d'Ingrande und die Frau Marquise von Pressigny seit einigen Monaten schon ein hübsches Häuschen am Strande gemiethet.

Dieses Häuschen lag an der südlichen Seite des Sees und lehnte sich an den großen Wald von la-Teste. Alles war darauf berechnet, um das Wohlbehagen der Bewohner zu fördern und sie vor der belästigenden Sommerhitze zu schützen; der größte Theil der Zimmer ging

auf eine, mit Steinen getäfelte und von einem Schattendache überdeckte, Terrasse.

Die beiden Schwestern, Damen der höchsten Welt, lebten hier in gänzlicher Zurückgezogenheit, nur von ihrer, aus vier Personen bestehenden, Dienerschaft umgeben.

Eines Morgens, im Monat August 1843, und nur wenige Wochen nach dem im ersten Capitel erzählten Ereignisse, saß die Gräfin Ingrande, zwischen ihrer Tochter Amelie und ihrer Schwester, der Marquise von Pressigny, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, am Fenster des Salons, als die Kammerfrau mit einer Visitenkarte in der Hand eintrat.

„Was giebt es; Therese?" frug die Gräfin d'Ingrande, ohne sich umzudrehen.

„Madame, schon wieder die Karte desselben Herrn, der seit drei Tagen schon um die Ehre bittet, den Damen seine Aufwartung machen zu dürfen."

Die Gräfin griff mechanisch nach der Karte, auf der nur der Name Blanchard, ohne Standesangabe oder Wappen zu sehen war.

„Es ist gut," sagte sie, die Karte nachlässig auf eine Console hinwerfend.

„Was soll ich dem Herrn antworten?" frug die Kammerfrau.

„Was hast Du ihm gestern geantwortet, Therese?"

„Daß die Damen etwas leidend wären."

„Und vorgestern?"

„Daß die Damen im Seebade keine Besuche empfingen."

„Nun, so wirst Du ihm heute Beides zusammen wiederholen — doch halt! Nimm einen Louisd'or aus meiner Börse und bringe ihn ihm; darauf wird es am Ende doch nur abgesehen sein."

Die Kammerfrau zögerte.

„Ach, Madame!" sprach sie dann, „dieser Herr scheint mir nichts weniger, als ein Bettler zu sein; er ist höchst geschmackvoll gekleidet und drückt sich sehr gewählt aus."

„Um so mehr muß man ihn seinen Mangel an Schicklichkeitsgefühl empfinden lassen. Thue nur, was ich Dir sage."

Die Kammerfrau wollte gehen.

„Du wirst mir sagen, wie Du Deinen Auftrag ausgerichtet hast," fügte die Gräfin hinzu.

Nachdem Therese rückwärts, und höchst verlegen, hinausgegangen war, herrschte einige Augenblicke tiefe Stille im Salon, was sich zum Theil durch den strengen Ton, in dem die Gräfin Ingrande mit ihrer Dienerin gesprochen, erklärte.

Ihre Tochter war die Erste, welche das Schweigen unterbrach.

Amelie war fast noch ein Kind, etwa vierzehn Jahr alt, verrieth aber schon die Spuren einer nicht gewöhnlichen Schönheit.

„Warum aber wollen Sie denn diesen Herrn nicht empfangen, Mama?" sagte sie.

„Das ist sehr einfach zu begreifen," antwortete Ma-

dame d'Ingrande, „weit einfacher als Deine Frage, Amelie. Ich empfange nur Personen, die ich kenne, oder die mir vorgestellt worden sind.“

„Wenn er Ihnen nun aber etwas Wichtiges mitzutheilen hätte?“

„So kann er mir schreiben, oder sich an meinen Geschäftsführer wenden. Uebrigens, wer ist dieser Herr — Blanchard, und was können wir mit ihm gemein haben?“

„Vielleicht würde er uns wenigstens belustigt haben,“ wagte das junge Mädchen mit halbem Lächeln zu erwiedern.

„Du bist sonderbar, Amelie, und wer Dich so hörte, sollte fast an der Erziehung zweifeln, die Du erhalten hast. Bist Du wirklich so wenig bewandert in den Gebräuchen der feinen Welt, als Du erscheinen willst, oder wirst Du von einem Geiste des Widerspruchs zu solchen Reden angetrieben? Wenn man nur auf Dich hörte, so würde unsere Thüre den ganzen Tag offen stehen, und jeder Vorübergehende hätte das Recht, bei uns einzutreten, als ob wir ein Hôtel hielten — nur um Dich zu belustigen!“

Amelie antwortete nicht; sie war roth geworden und bückte sich tief auf ihre Stickerei.

„Du solltest doch wissen,“ fuhr die Gräfin fort, „daß ich eben, um solchen Zudringlichkeiten zu entgehen, dieses Häuschen gemiethet habe. Mit unserem Namen und unserm Vermögen wäre es nicht schicklich gewesen, in einem

jener Badeetablissements zu wohnen, wo Jedermann sich die Freiheit nimmt, uns zu grüßen und sich uns anzuschließen. Dir würde das freilich nicht mißbehagt haben, Amelie."

„Das habe ich nicht gesagt, Mama," sprach Amelie schüchtern.

„Nein, Du hast das nicht geradezu gesagt, aber ich kenne Deinen Charakter, Deinen Hang zur Neugierde, habe oft genug Gelegenheit zu bemerken, daß Du Deine Blicke immer über den Kreis hinausschweifen läßt, innerhalb dessen sich Deine zukünftige Existenz beschränken muß. Alle nicht in diesen Kreis gehörigen Zerstreuungen sind Dir gerade die liebsten. Hüte Dich! mein Kind; die feine Welt wird nicht ohne Grund die exclusive genannt, sie will Dich ganz und ungetheilt besitzen; sie verträgt sich schlecht mit Deinen Unabhängigkeitsideen, und sieht in dem, was man so gewöhnlich Phantasien zu nennen pflegt, nur einen halbwegs ehrbaren Ausdruck, der nur erfunden ist, um jede Verletzung der Gesetze der Schicklichkeit zu bemänteln. — Habe ich nicht Recht, Madame?"

Diese letzten Worte waren direct an die Marquise von Pressigny gerichtet, die sich bis jetzt noch nicht in die Unterhaltung gemischt hatte.

Die Marquise war die ältere Schwester der Gräfin Ingrande, und konnte etwa fünfzig Jahre alt sein. Sie besaß eine jener glücklichen Physiognomien, in denen sich Herzensgüte, Geist und Seelenadel zugleich aussprechen.

Seit mehr als zwanzig Jahren schon war sie Wittwe. In den hohen Salons, wo sie ohne Nebenbuhlerin über das Königreich der Tapisseriearbeiten herrschte, stach sie lebhaft durch ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit gegen ihre Schwester ab, deren strenge Schönheit nur ein Gefühl aufkommen ließ: das der Bewunderung.

Die Frau Marquise von Pressigny hatte ehedem zu den fünf oder sechs jungen Frauen gehört, die sich unter der Restauration verbündet hatten, die leichtsinnigen Traditionen des Hofes Ludwig's XVI. um jeden Preis wieder in's Leben zu rufen. Es war daher auch nichts Seltenes, einige Ex-Stutzer jener Zeit sich in irgend einem Fenster mit malitiösem Enthusiasmus von ihr unterhalten zu hören, dabei von Zeit zu Zeit einen grauen Haarbüschel an ihren Schläfen, den einzigen Ueberrest des ehemaligen dunklen Lockenreichthums, liebkosend, oder noch aus alter Gewohnheit die Beine biegend und streckend, für welche die weiten Pantalons Das waren, was ein Hafen den Schiffen nach dem Sturme.

Dieser rosenfarbene Ruf der Marquise hatte gar oft das Stirnrunzeln der Gräfin Ingrande erregt. Daraus war denn nach und nach eine Art von geheimen Antagonismus, ein fortwährender kleiner Krieg von Epigrammen und spitzigen Anspielungen zwischen den beiden Schwestern entstanden, bei welchen Scharmützeln es zwar niemals zu erheblichen Wunden kam, indeß doch manche kleine Schrammen abfielen.

Obwohl Madame d'Ingrande in diesem Spiele keines-

wegs die Stärkere war, war sie es dennoch, die stets zuerst die Krallen herausstreckte. Ganz besonders wählte sie zu ihren Angriffen gern solche Momente, wo Amelie zugegen war, weil die Marquise von Pressigny sich dann gewöhnlich damit begnügte, friedlich das Haupt zu beugen, oder auch eines jener schlauen Lächeln zu Hilfe zu rufen, welches deutlich ankündigt, daß man eine unfehlbare Erwiderung zwar auf den Lippen habe, aber aus Großmuth wieder hinabschlucke.

Diesmal antwortete die Marquise auf die von der Gräfin ihr abverlangte Zustimmung ganz einfach:

„Sie haben immer Recht, Madame."

Aber ihr mit unverkennbarem Wohwollen auf Amelie ruhender Blick protestirte zugleich gegen diese banale Zustimmung.

Madame Ingrande überraschte diesen Blick und murmelte:

„Und Sie großes Unrecht, Amelie auf diese Weise zu verziehen."

„Was wollen Sie?" sprach die Marquise in scherzhaftem Tone, „jede von uns liebt sie auf ihre Weise: Sie sind die Mutter, und zanken sie beständig aus; ich bin die Tante, und suche sie dafür zu trösten. So erfüllt jede von uns ihre Pflicht auf ihre Weise."

„Oder mit anderen Worten," entgegnete Madame d'Ingrande, „Sie zerstören die guten Wirkungen meiner Ermahnungen, um an deren Stelle einige Theorien aus

jener frivolen Sittenperiode zu substituiren, von der zum guten Glücke jetzt keine Spur mehr übrig geblieben ist."

„O — was die Theorie betrifft! — Weil ich gern in ihr die Grazien und Huldgöttinnen meiner Jugend wieder erkenne, weil ich bei ihrer kindlichen Drolligkeit lächle! Für so kleine Schwächen gebrauchen Sie die gewichtigsten Worte, und wer Sie so hört, sollte meinen, ich verberge in meinem Arbeitskästchen ein ganzes Arsenal der gefährlichsten Philosopheme."

Die Gräfin war im Begriff, eine Antwort zu geben, als die Kammerfrau wieder eintrat und die Discussion unterbrach.

„Du bist es, Therese; nun, hast Du gethan, was ich Dir befohlen?"

„Ja, Madame."

„Du hast dem Manne die zwanzig Francs gegeben?

„Ja, Madame."

„Nun, und was hat er gesagt?"

„Der Herr hat das Geldstück angenommen, es lachend angesehen, in die Tasche gesteckt, und dann —"

„Was dann noch?"

„Dann — sagte er, daß er wiederkommen würde."

Die Gräfin Ingrande biß sich auf die Lippen vor Zorn, während die Marquise von Pressigny unendliche Mühe anwenden mußte, ein spöttisches Lachen zu unterdrücken.

„Es ist gut; Du kannst gehen, Therese," warf die Gräfin mit erzwungener Ruhe hin.

Als die Kammerfrau aber hinaus war, konnte sie sich nicht länger mehr beherrschen.

„Der Unverschämte!“ rief sie, sowohl ihrer Schwester als ihrer Tochter einen zürnenden Blick zuwerfend, als ob diese an der Dreistigkeit des Fremden Schuld wären.

Aber sowohl die Tante wie die Nichte stickten ruhig weiter, ohne nur ein Wörtchen zu äußern.

„Es ist wirklich zu verwundern,“ fuhr die Gräfin fort, als suche sie einen Ableiter für ihren Unmuth, „daß Sie nicht die Vertheidigung dieses Unbekannten übernehmen! Es wäre dies doch eine herrliche Gelegenheit, sich in Ihren beliebten Paradoxen zu ergehen. Haben Sie gehört, was er mir sagen ließ, Madame? Er will morgen wiederkommen!“

„Ja, und wahrscheinlich auch übermorgen,“ versetzte die Marquise mit derselben Ruhe, „denn dieser Mann scheint sehr beharrlich in seinen Entschlüssen zu sein.“

„Das wäre eine Unverschämtheit sonder gleichen, und ich würde ihn von Baptiste und Germain wieder fortjagen lassen.“

„Sehen Sie sich vor, liebe Schwester; dergleichen ist heutzutage nicht mehr üblich. Ihre Ansichten darüber schreiben sich, wie meine Theorien, noch aus einer Zeit her, von deren Sitten und Gebräuchen jetzt keine Spur mehr geblieben ist.“

„So werde ich mich an den Maire von la-Teste wenden.“

„Das läßt sich eher hören.“



„Und werde ihn bitten, mich von diesem Unverschämten zu befreien.“

„So lasse ich es mir gefallen.“

Die Gräfin Ingrande schwieg. Der Gegenstand war erschöpft, wie man im parlamentarischen Style zu sagen pflegt.

Die drei Damen griffen wieder mit früherem Eifer zur Nähnadel und unterbrachen sich nur von Zeit zu Zeit in ihrer Arbeit, um einen Blick durch die offenen Salonfenster nach dem Strande und auf das Meer hinaus zuwerfen, dessen kräftigenden Salzgeruch eine erfrischende Brise ihnen zuwehete.

Die Gräfin Ingrande, die die Erziehung ihrer Tochter selbst mit äußerster Sorgfalt überwachte, hatte diese großartige Einsamkeit nicht ohne Absicht gewählt. Ihr Charakter war, wie der Leser schon bemerkt haben wird, in der kältesten und reinsten Quelle ächter Aristokratie verhärtet. Sie besaß jenen angeborenen, allen Vernunftgründen Hohn sprechenden, nach den hervorragendsten Typen, welche die alten Adelsannalen liefern, gemodelten Stolz im höchsten und exclusivsten Grade. Die Geschichte Frankreich's während der letzten sechzig oder siebenzig Jahre, erschien ihrem Geiste stets nur als ein vorüberbrausender Gewittersturm, und sie zweifelte nicht eine Minute an der baldigen Rückkehr der schönen politischen Jahreszeit. Allein, trotzdem sie weit strenger war als ihre Schwester, die Marquise, stand sie dieser doch keineswegs an Koketterie nach, nur war die ihrige verschiedener Art. Wäre sie regie-

rende Königin von Frankreich gewesen, sie würde bestimmt jene spanische Tradition — derzufolge jeder Unglückliche, der überführt war, die Monarchin berührt zu haben, zum Tode verurtheilt ward — zum Gesetz erhoben haben. Ihr Geist, obgleich sehr gebildet, hatte eine durchaus ernste und strenge Richtung, und niemals gestattete sie ihren schönen, wahrhaft classischen Gesichtszügen, sich zu einem anderen Lächeln zu verziehen, als etwa dem herablassender Huld und Gnade.

Sie war zu der Zeit achtunddreißig Jahre alt, und ohne die Gegenwart ihrer Tochter würde ihr zuverlässig kein noch so geübter Kenner dieses Alter gegeben haben; ja, man behauptete sogar, daß dieses lebende und nicht weniger reizende Alterszeugniß ihren Rückzug aus der großen Welt beschleunigt habe. Indeß hatte sich die Gräfin mit aller der Erhabenheit der Gesinnung, die sie in jeder ihrer Handlungen zur Schau trug, darein ergeben, das Opfer eines strahlenden Herbstes zu bringen. Ihr Vermögen war, wie ihr Adel, eines der ansehnlichsten der Provinz, in der sie, zwischen Nantes und Angers, große Ländereien besaß: Wälder, Felder, Inseln, Hügel und Wiesen, von der Loire befruchtet.

Den größten Theil des Jahres lebte sie auf ihrem Gute Ingrande, ungefähr drei Viertelstunden Weges von dem allerliebsten Städtchen gleichen Namens. Nur einmal des Jahres kam sie nach Paris, im Winter, und lediglich in der Absicht, um ihrer Tochter willen ihre Verbindungen mit dem Faubourg Saint-Germain zu

unterhalten. Niemals aber verweilte sie länger als drei Wochen und willigte höchstens ein, auf einigen offiziellen Bällen zu erscheinen, so sehr fürchtete sie, ihrem Gemahle zu begegnen.

Es wird im Verlaufe dieser Erzählung so oft und so viel vom Grafen d' Ingrande die Rede sein, daß wir nicht nöthig zu haben glauben, sein Portrait hierherzusetzen.

Es genüge, zu sagen, daß die beiden Gatten sich schon nach einjähriger Ehe, und nach gemeinsamem Uebereinkommen, entschlossen, jedes für sich zu leben.

Der Graf hatte nicht die mindeste Schwierigkeit dagegen erhoben, daß seine Gemahlin die Erziehung ihrer Tochter Amelie allein übernähme. Es würde ihm übrigens auch schwer geworden sein, eine bewundernswürdigere Erzieherin zu finden. Die Mutter liebte ihre Tochter, wie ihr adliges Wappenschild und hütete sie eben so sorgfältig vor jedem Makel, wie ihren Stammbaum. So kam es denn auch, daß Amelie mit vierzehn Jahren weniger einem jungen Mädchen des neunzehnten, als einer Heroine des dreizehnten Jahrhunderts glich: sie schwamm wie eine Amazone des epischen Zeitalters; sie handhabte das Floret wie die Ritterin d'Eon; im Gymnasium Amoros war sie die Leichteste und Gewandteste; endlich auch noch war sie von Poesie vollgepfropft, wie weiland Clemence Isaure — wenn nämlich jemals eine Clemence Isaure existirt haben sollte.

Die Gräfin d' Ingrande durfte daher mit vollem

Rechte auf ihr Erziehungswerk stolz sein, wenn auch die Mutter nicht ebenso viel Ursache hatte, sich dazu Glück zu wünschen. Sie hatte so viel für die Ausbildung des Geistes und des Körpers gethan, daß das Herz ganz darüber vernachlässigt worden war. Amelie hatte befehlen und gehorchen gelernt, aber nicht lieben. Ihre Mutter verlangte allerdings auch nichts weiter als diese banale Erkenntlichkeit, wie man sich mit einem: „Zu Dank erhalten" unter einer Quittung begnügt.

Man wird daher ohne Mühe begreifen, daß Ameliens Zärtlichkeit sich weit mehr ihrer Tante, der Marquise von Pressigny zugewendet hatte, als ihrer Mutter.

Etwa eine halbe Stunde mochten die drei Damen schweigend fortgestickt haben, als sich die Thüre abermals öffnete, und Therese in jenem gleichgültigen Tone, mit dem man einen täglichen Besucher anmeldet, in den Salon rief:

„Herr von Tremeleu."

Ein junger Mann, in höchst gewählter Toilette, trat ein.

„Guten Morgen, Irenée," sagte Madame d'Ingrande, ihm die Hand entgegenhaltend.

Er nahm die Hand, führte sie ehrerbietig an seine Lippen, und verbeugte sich dann eben so ehrerbietig vor der Marquise von Pressigny und Amelie.

„Irenée," hob dann die Gräfin an, die die ganze Zeit über denselben Gedanken verfolgt hatte, „Sie können mir einen sehr großen Dienst leisten."

„Das wird mich sehr glücklich machen."

„Zuvor aber nehmen Sie Platz," fügte sie hinzu, auf einen Stuhl zeigend.

Herr von Tremeleu gehorchte.

„Ich glaube, Sie müssen so ziemlich alle Welt im Bade von la-Teste kennen?" frug Madame d'Ingrande.

„So viel man alle Welt kennen lernen kann, wenn man, wie ich, erst seit acht Tagen in einem Badeorte angekommen ist," versetzte Irenée.

„Sie wohnen ja doch aber im Hôtel?"

„Das ist wahr; aber Sie kennen meinen Charakter, Madame; ich fliehe die zu zahlreichen Gesellschaften, ich lebe zurückgezogen. —"

Die Marquise von Pressigny hob jetzt zum ersten Male den Kopf und warf Herrn von Tremeleu einen eigenthümlich forschenden Blick zu.

„Ach ja, ich weiß," sprach sie mit fast unmerklichem Achselzucken; „Sie spielen den schönen Geheimnißvollen — wenigstens ist dies Ihr Bestreben."

„Mein Bestreben, Frau Marquise?" wiederholte Herr von Tremeleu.

„Ein ganz unschuldiges, ohne allen Zweifel; aber ich kann das Wort nicht zurücknehmen, denn noch im letzten Winter hat man sie in Brüssel als einen der eifrigsten Besucher des Operntheaters genannt."

Der junge Mann schien etwas verlegen.

„In der That," sprach er, „die Musik ist eine meiner sehr wenigen Liebhabereien."

„Sagen Sie vielmehr Leidenschaft, denn Sie scheinen mir ein wenig Musicomane zu sein," fuhr die Marquise in demselben scheinbar harmlosen Tone fort; „hat man Sie nicht das Jahr vorher, in London, während der ganzen Saison regelmäßig in Covent-Garden jeden Abend ein Paar Handschuhe zerklatschen gesehen?"

„Auch das ist wahr, wennschon mein Musikenthusiasmus sich ein wenig mehr in den Schranken hielt. Aber wie haben Sie erfahren können, Madame —?"

„Ei nun, meinen Sie denn, mein schöner Herr, daß wir Frauen nicht auch unsere geheime Polizei haben?"

„Sie glauben, ich werde lächeln," erwiederte Herr von Tremeleu, „und diese Worte nur für einen Scherz nehmen. Ich muß Ihnen aber offen gestehen, daß ich schon öfters, und in allem Ernste, diesen Verdacht gehegt habe. Ja, ja, die Frauen — worunter ich nämlich die der höheren Sphäre verstehe, — müssen über eine Art von Polizei zu verfügen haben, die nicht weniger gut organisirt sein kann, wie die der Staatsregierung, vielleicht noch besser. Ich bin überzeugt, daß sie eben so ihre Agenten, ihre Spione, ihre Couriere, ihre Telegraphie haben. Wenn dem nicht so wäre, würden wir ohne Zweifel viel mehr ärgerliche Geschichten, scandalöse Katastrophen in der Gesellschaft erleben, als dies in Wirklichkeit der Fall ist. Diese anscheinende Ordnung, diese Aufrechthaltung einer gewissen äußerlichen Sitte in der Salonwelt, kann meiner Ansicht nach weder auf Rechnung einer strengen Moralität, noch einer musterhaften

Erziehung gesetzt werden, sondern hauptsächlich jener geheimen Ueberwachung, von der Sie so eben gesprochen haben, Madame, und von der —"

„Und von der ich, allem Vermuthen nach, der Fouché bin, wollen Sie sagen?" unterbrach ihn die Marquise.

„Das habe ich weder sagen wollen, noch gedacht," versetzte Irenée noch verlegener als zuvor.

„Und meinen Sie denn wirklich, mein schöner Herr," fuhr die Marquise boshaft lächelnd fort, „daß man durchaus einer geheimen Gesellschaft angehören müsse, um zu wissen, daß Sie eine Saison in London zugebracht haben?"

„Die englische Truppe war wirklich ausgezeichnet voriges Jahr," stotterte der junge Mann, sichtlich bemüht, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken.

Aber die Marquise schien entschlossen, ihn nicht so leichten Kaufes loszulassen.

„Sie räumten soeben Ihre Musikliebe ein," fuhr sie fort, „nicht aber für's recitirende Schauspiel. — Welche der Sängerinnen war denn am meisten in der Mode: Marianna, oder Jenny Lind?"

Diesmal blickte Herr von Tremeleu sie einige Augenblicke an, als wolle er den geheimen Sinn dieser Frage ergründen, bevor er antwortete.

Endlich entschloß er sich dazu:

„In London war es die Marianna," sprach er.

„Und in Brüssel?"

„Ebenfalls die Marianna."

„Es ist seltsam, daß ich sie noch niemals gehört

habe," versetzte die Marquise mit affektirter Gleichgiltigkeit; „man sagt aber, sie solle viel Talent haben. Ist sie eine Spanierin oder eine Italienerin?"

„Ich glaube, sie ist ganz einfach eine Französin. Die Direktoren werden ihrem Namen nur ein künstlerisches Anhängsel gegeben haben, wie sie häufig zu thun pflegen: Marianna statt Marianne oder Marie. — — Um aber wieder auf die Frage der Frau Gräfin d' Ingrande zurückzukommen," fuhr Herr von Tremeleu fort, den Gegenstand entschieden fallen lassend, „da es in la-Teste kein Theater giebt, demgemäß auch eine Oper in das Reich der Träume gehört, so werde ich fast gezwungen zum Einsiedler, und sehe nur sehr wenige Personen."

„Vielleicht aber haben Sie doch wenigstens den Namen derjenigen aussprechen hören, die ich meine?" sagte die Gräfin.

„Lassen Sie hören, Madame?"

„Ein Herr Blanchard."

„Ei, freilich wohl!" rief Herr von Tremeleu lachend; „wer sollte denn hier nicht Herrn Blanchard kennen?"

„Ohne Zweifel ein Künstler?" warf Madame d' Ingrande verächtlich hin.

„Keineswegs."

„Doch wohl nicht gar ein Mann aus der feinen Welt?" frug sie im Tone der Ungläubigkeit.

„Weder das Eine, noch das Andere. Herr Blanchard ist ein Typus ganz absonderlicher Art, ein Original, das

sein ganzes Leben damit zubringt, die Manie der Originalität zu verdammen."

„Ist er reich?"

„Unermeßlich reich."

„Sein Alter?"

„Vierzig bis fünfundvierzig Jahre. Uebrigens ungemein viel Geist. Alle Welt im Badehôtel geizt nach seiner Unterhaltung."

„Aber — dieser Name Blanchard?" sagte die Gräfin kopfschüttelnd.

„Ist ebenfalls nur eine Grille, eine Laune. Es ist nicht sein wirklicher Name, sondern ein pseudonymer, den er angenommen hat, um sich vor der Neugierde zu verbergen."

„Wahrhaftig?"

„Ich kann Ihnen versichern, daß Herr Blanchard einer der ältesten Adelsfamilien Agen's angehört. In seiner Jugend hat er in den Gardes-du-Corps gedient. Später aber, da der Ehrgeiz jeglicher Art ihm stets eine unbekannte Leidenschaft geblieben ist, hat er eines schönen Morgens die Uniform ausgezogen und in den Winkel geworfen, um mit aller Bequemlichkeit reisen zu können. Man behauptet, er habe acht Tage geschwankt, ob er sich Blanchard, Moreau oder Duval nennen solle. Endlich hat Blanchard den Sieg davon getragen. Ich bin überzeugt: hätte er sich auf einen noch gewöhnlicheren, unbedeutenderen Namen besinnen können, er würde ihn gewählt haben."

„Nun, ich sehe schon;" murmelte die Gräfin, „aus Allem, was Sie mir sagen, scheint er mir ein sehr unschädlicher Mensch zu sein."

„Ganz sicher und gewiß, ja, ich möchte sogar behaupten, daß er die gutmüthigste Haut von der Welt ist. Darf aber ich mir nun auch die Frage erlauben, Madame, welche Beziehungen zwischen Ihnen und diesem Herrn Blanchard stattfinden können?"

„Die allerseltsamsten! Stellen Sie Sich vor, Irenée, daß dieser Herr es sich vorgenommen hat, unsern Salon zu belagern und sich durch List oder Gewalt Eintritt zu verschaffen."

„Wirklich?"

„Seit drei Tagen läßt er mir jeden Tag seine Karte abgeben, mit einer Hartnäckigkeit, für die ich in der That keine Worte —"

„Dann sehen Sie Sich vor, Madame; was Herr Blanchard sich einmal vorgenommen hat, das führt er auch durch."

„Mein Gott!" rief die Gräfin scherzend, „er wird doch wohl nicht gar ebenfalls über eine geheimnißvolle Macht zu gebieten haben?"

„Er ist beharrlich, das ist Alles."

„Nun denn, trotz aller seiner Beharrlichkeit, stehe ich Ihnen dafür, daß er nie — niemals den Fuß in diesen Salon setzen soll. Mein Wort darauf!"

„Vermessen Sie Sich nicht zu hoch."

„Sollten Sie vielleicht gar Lust haben, sich mit ihm gegen mich zu verbinden?“ frug die Gräfin unmuthig.

„Im Gegentheil, Madame; aber —“

„Nun, was aber?“

„Ich fürchte sehr, daß Ihr beharrlicher Widerstand seine eigene Beharrlichkeit nur noch vermehren wird.“

„Aber Ihr Herr Blanchard ist ja ein unausstehlicher Mensch! Sagen Sie ihm, daß wir Niemand bei uns sehen — durchaus gar Niemand!“

„Er wird mir nicht glauben, denn — indem ich ihm Ihren Auftrag ausrichte, erfährt er zugleich, daß ich die Ehre habe, in Ihrem Hause zugelassen zu werden.“

„Ja, Sie! — das ist ein großer Unterschied, mein lieber Irenée; Sie gehören gleichsam zur Familie; ich habe Sie schon als Kind gekannt; Ihre Besitzungen grenzen an die unsrigen; Herr von Tremeleu, Ihr Großvater ist mit dem meinigen emigrirt — ganz abgesehen von den persönlichen Ansprüchen, die Sie Sich auf unsere Zuneigung erworben haben.“

Irenée verbeugte sich dankend.

„Herr Blanchard,“ sprach er dann, „soll noch heute Abend Ihre Willensmeinung erfahren.“

Nach Erledigung dieser Episode drehte sich die Unterhaltung nur noch um allgemeine Gegenstände.

Endlich aber kam sie in's Stocken, und die Gesellschaft richtete ihre Blicke auf die eigenthümlich piquante Landschaft.

Hier und da schwebten einige kleine weiße Segel

über das Becken von Arcachon hin, und unterbrachen dessen lange, gerade Linien in angenehmer Weise. Einige dieser Segel nahmen ihre Richtung nach der Vogel-Insel, die ihren Namen der ungeheuren Menge von Seevögeln verdankt, denen sie zum Fluchtorte dient — andere wieder nach der Kapelle unserer lieben Frau, derer Thürmchen man zwischen Stechpalmen und alten, großen Eichen hervorblicken sah.

Es waren dies eine besondere Art kleiner Küstenschiffchen, in der Landessprache Tillolen genannt, deren jedes etwa sechs Personen fassen konnte.

Nach einiger Zeit wendete Amelie den Blick von diesem allerliebsten Schauspiel mit besonderem Ausdruck auf die Marquise von Pressigny; jedenfalls verstand diese die Bedeutung dieses Blickes, denn sie wendete sich gleich darauf an die Gräfin:

„Apropos, liebe Schwester,“ sagte sie, „haben Sie auch daran gedacht, das Boot zu drei Uhr bestellen zu lassen?“

„Wenigstens habe ich es Theresen aufgetragen,“ antwortete die Gräfin.

„Beabsichtigen Sie denn heute noch, eine kleine Spazierfahrt zu machen?“ frug Irenée.

„Ja, wir haben uns vorgenommen, bis zum Cap Ferret zu fahren; Sie wissen, wie leidenschaftlich gern Amelie schwimmt. Ich tadele sie deßhalb nicht; ich war es im Gegentheil, welche diese Liebhaberei in ihr zu erwecken strebte.“

„Es fehlte ihr ja weiter nichts mehr, um ganz und

gar eine kleine Sirene zu sein," sprach die Marquise lächelnd, und ganz im Geiste ihrer Zeit.

Nachdem noch einige derartige Redensarten gewechselt worden waren, erhob sich Herr von Tremeleu, um sich bei den Damen zu beurlauben.

„Vergessen Sie nicht," sagte die Gräfin zum Abschied, „daß Sie mir versprochen haben, Herrn Blanchard zur Vernunft zu bringen."

„Ich werde mir wenigstens alle Mühe geben."

Er hatte sich bereits nach der Thüre gewendet, als die Marquise von Pressigny ihm, gleichsam wie eine Art Postscriptum, die Worte nachrief:

„Apropos, Herr von Tremeleu, Sie wissen doch, daß morgen ein Wohlthätigkeitsconcert in der Mairie von Teste gegeben wird? Man hat uns wohl zwanzigmal mit Einladungen dazu belästigt, so daß wir uns endlich entschließen mußten, hinzugehen. Jedenfalls werden wir das Vergnügen haben, Sie dort zu finden. — Sie sind ja so ein großer Liebhaber von Musik!"

Irenée verbeugte sich, statt der Antwort, erröthete ein wenig, und verließ den Salon.

Etwa fünf Minuten darauf sagte die Gräfin d'Ingrande zu ihrer Tochter:

„Amelie, mein Kind, es wird Zeit, daß Du Dich zum Seebade ankleidest."

Das Mädchen bot Mutter und Tante die Stirn zum Kusse dar, und zog sich dann in ihr Zimmer zurück.

Sobald die Salonthür sich hinter Amelie geschlossen,

legte die Gräfin d'Ingrande ihren Canevas bei Seite und wendete sich zur Marquise von Pressigny.

„Sagen Sie mir gefälligst, Madame, warum Sie seit einiger Zeit diesen kleinen Krieg mit Epigrammen und allerhand spitzen Redensarten gegen Herrn von Tremeleu führen? Ihr Charakter muß sich plötzlich ganz geändert haben; denn früher, weiß ich, waren Sie die Güte und das Wohlwollen selbst gegen junge Leute. Wodurch hat denn Irenée, den ich ganz besonders hochachte, Ihre Gunst verscherzt?"

„Eben weil Sie ihm eine so ganz besondere Hochachtung schenken, bin ich ihm gegenüber so auf meiner Hut."

„Das ist weder ein genügender Grund, noch überhaupt eine Antwort auf meine Frage. Ist Herr von Tremeleu nicht ein ganz ausgezeichneter Cavalier, ein Edelmann von eben so gebildetem Geiste, wie feinem Ton?"

„Es würde höchst ungerecht von mir sein, wenn ich dem widersprechen wollte," antwortete die Marquise.

„Haben Sie etwa irgend etwas Nachtheiliges in Betreff seiner Moralität erfahren? Sie selbst, liebe Schwester, haben mir so oft Geduld und Nachsicht gegen gewisse, der vornehmen Jugend anklebende, Thorheiten gepredigt; sollten Sie nun mit einem Male strenger, als ich in diesem Punkte, geworden sein?"

„Davon ist hier nicht im entferntesten die Rede; und ich versichere Ihnen, daß ich, eben so wie Sie, Irenée für einen braven und charmanten jungen Mann halte."

„Oder sollte er seine Vermögensumstände durch seine Freigebigkeit zerrüttet haben?“ fuhr die Gräfin fort.

„Ich habe keinen Grund, dies zu vermuthen.“

„Nun denn also, was —“

„Nun denn,“ unterbrach sie die Marquise, ernster als gewöhnlich, „ich will mich ganz deutlich aussprechen. Wie Sie wohl denken können, war es mir nicht schwer, schon seit einiger Zeit die Pläne zu errathen, die Sie auf Herrn von Tremeleu bauen. Binnen hier und zwei Jahren wird Amelie kein Kind mehr sein, und obgleich ihr Herz bis jetzt noch nicht gesprochen hat, haben Ihre mütterlichen Wünsche doch schon eine Verheirathung angebahnt, die allen Anforderungen unseres Standes und den Rücksichten auf das Wohl Ihres Kindes auf das Beste entspricht.“

„Sie geben dies also selbst zu?“ rief die Gräfin lebhaft.

„Und warum sollte ich das nicht? Ja, ich gestehe Ihnen sogar, daß ich selbst mit nicht geringerer Befriedigung, wie Sie, Herrn von Tremeleu als Ameliens Gatten begrüßen werde; allein ich befürchte nur, daß diese Verbindung — unmöglich sein wird.“

„Unmöglich! Und warum?“

„Weil Irenée Amelien nicht liebt.“

„Wie wollen Sie das wissen?“

„Das habe ich aus tausend Nuancen, aus tausend Kleinigkeiten erkannt, in Beziehung auf welche es sehr schwer ist, mich zu täuschen.“

„Wenn Sie Ameliens große Jugend erwägen," sagte die Gräfin, „so kann es Sie wohl kaum in Verwunderung setzen, daß Irenée sie bis jetzt nur mit gleichgiltigen Blicken betrachtet hat; sie ist ja eigentlich noch ein Kind."

„Das gebe ich zu, obschon manches andere Mädchen von Ameliens Alter — —" versetzte die Marquise lächelnd. „Wie aber, wenn Irenée's Herz schon anderswo gefesselt wäre?"

„Gefesselt —?"

„Oder sich verirrt hätte — wie Sie wollen. Was würden Sie dann sagen?"

„Unter zwei Jahren ist an eine Verheirathung meiner Tochter nicht zu denken, und bis dahin hat Irenée noch viel Zeit, von seiner Verirrung zurückzukommen. Zwei Jahre sind hinreichend, um eine Liebschaft zu beenden."

„Eine Liebschaft — was man so gewöhnlich darunter versteht, o ja! — Aber eine wirkliche Liebe, eine Leidenschaft?"

„Wie?"

„Wissen Sie wohl," fuhr die Marquise mit einer Lebhaftigkeit fort, die ihre Schwester in Erstaunen setzte, „wissen Sie wohl, weßhalb Herr von Tremeleu nach la Teste gekommen ist — zumal, nachdem er sich kaum zwei Monate vorher so eifrig entschuldigt hat, uns nicht begleiten zu können?"

„Je nun, ich denke mir, daß er es gerade deßhalb gethan hat, um uns zu zeigen, daß seine damaligen Gründe keine erfundenen waren, daß sie sich seitdem erle-

digt haben, und er sich beeilt, unserer damaligen Einladung doch noch Folge zu leisten — mit einem Worte, daß er unsere Gesellschaft sucht."

„Nun denn, gerade darin irren Sie. Nichts, im Gegentheil, ist ihm unangenehmer, als uns noch hier in la-Teste gefunden zu haben."

„Aber warum?"

„Weil er hierher gekommen ist, um hier ein Frauenzimmer — eine Dame zu treffen, die er seit acht Tagen stündlich mit schmerzlicher Ungeduld erwartet."

„Ein Frauenzimmer?" wiederholte die Gräfin mit wachsendem Erstaunen.

„Ja, ja, ein Frauenzimmer, und zwar dasselbe, um dessenwillen er nach London und nach Brüssel gereis't war."

„Ha! jene Sängerin — jene Marianne oder Marianna?"

„Und das haben Sie nicht schon vorhin errathen, als ich ihn zwang, ihrer zu erwähnen?"

Die Gräfin d'Ingrande schwieg einige Augenblicke, während sie die Marquise forschend anblickte.

„Und durch welchen seltsamen Zufall," fuhr sie dann langsam fort, „sind Sie denn so genau von Allem unterrichtet, was Herr von Tremeleu thut und treibt?"

Die Marquise konnte ein eigenthümliches Lächeln nicht unterdrücken.

„Was kann das Sie kümmern," sagte sie, „dafern nur meine Nachrichten richtig sind?"

„Ein Geheimniß also?"

„Vielleicht. Aber Sie brauchen mir darüber durchaus keine Vorwürfe zu machen, da es sich lediglich um das Glück Ihrer Tochter dabei handelt.“

„Sie thun nichts, wie die Anderen, liebe Schwester, und in Folge der Manier, welche Sie haben, der geringfügigsten Ihrer Handlungen einen Anstrich von Geheimniß zu geben, sollte man fast an Das glauben, was Herr von Tremeleu so eben sagte.“

„Und was war das?“

„Erinnern Sie Sich dessen schon nicht mehr?“

„Mein Gott, nein!“ rief die Marquise mit der unbefangensten Miene.

„Er sprach von einer verborgenen Macht, von einer Art weiblicher Polizei, ganz nach der, der Männer organisirt!“

„Ei nun, das wäre so übel nicht!“

„Auf jeden Fall bin ich Ihnen dankbar für den ertheilten Wink,“ fuhr die Gräfin nach einigem Nachdenken fort; „nur werden Sie mir erlauben, bis auf weitere Aufklärungen, Ihre Besorgnisse, die mir etwas verfrüht zu sein scheinen, nicht zu theilen.“

„Das steht ganz bei Ihnen, liebe Schwester; warten Sie noch.“

In diesem Augenblicke ließen sich Ameliens leichte Schritte im Vorzimmer hören.

Sie erschien im Salon, ganz fertig zum Seebade gekleidet, das heißt, in ein langes, hellblaues Uebergewand gehüllt, welches das darunter befindliche, enge, dunkle

Kleid, das die Damen bei'm Baden zu tragen pflegen, halb errathen ließ. Es bedurfte in der That Ameliens jugendlicher Frische und Schönheit, um auch in diesem unzierlichen Costüme noch schön zu erscheinen. Ueberdies war noch ihre Stirn von einem breiten Panama-Strohhute beschattet, ein wahres Meisterwerk in seiner Art, das über tausend Francs, und der armen Flechterin das Augenlicht gekostet hatte.

„Das Boot erwartet uns, liebe Mutter!" rief Amelie heiter zur Saalthüre hinein.

Irenée von Tremeleu hatte wieder den Weg nach la-Teste eingeschlagen. Er ging ziemlich rasch — nicht eben, weil er große Eile hatte, sondern weil die Scherze und Anspielungen der Marquise von Pressigny das Richtige getroffen, und ihn daher in einige Aufregung versetzt hatten. In der That, eines Weibes wegen hatte er sich so plötzlich in diese Landes der Gascogne vergraben, die damals, wie schon gesagt worden ist, noch nicht auf der Liste der fashionablen Seebäder mit figurirten. Daß er hier noch mit der Gräfin d'Ingrande und ihrer Schwester zusammentreffen würde, daran hatte er gar nicht einmal gedacht.

Das Hôtel, in welchem er seit acht Tagen abgestiegen war, glich so ziemlich allen Hôtels in Seebädern; es bot

dieselbe drollige Mischung englischer und französischer Gebräuche, aber auch englischen und französischen Ungeschmacks. Es führte die superlativ hochmüthige Firma: Hôtel des Globus und der Fremden. Der letzte Zusatz: und der Fremden — war es, auf den sich der Besitzer, Herr Huôt, besonders viel einbildete, ein Männchen, dessen Capacitäten ihn innerhalb der Bannmeile von Paris höchstens zu einem gewöhnlichen Gastwirthe befähigt haben würden.

Heutzutage — wo la-Teste-de-Buch die Weihe der eleganten Welt erhalten hat — ist es freilich mit eben so vielen Hôtels garnis, Restaurants und zierlichen Häuserchen gesegnet, wie alle Modebäder; zu der Zeit aber, in welche unsere Erzählung fällt, war das Hôtel des Herrn Huôt, so wenig es auch seiner prunkvollen Firma entsprach, das einzige im Orte selbst, in welchem man ein einigermaßen erträgliches Unterkommen fand.

Das Hôtel des Globus und der Fremden lag mit der Fronte dem Seestrande zugewendet, wo des Morgens und des Abends eine Menge Boote, zum Gebrauche der Fremden, bereit lagen.

Aber trotz der für Seebäder günstigen Witterung waren der Badegäste doch nur Wenige vorhanden; und die diesjährige Saison schien, zum Behagen der wirklich Badebedürftigen und zum Aerger der wenigen Touristen, eben so langweilig werden zu wollen, wie es die vorjährige gewesen war.

4*

An diesem Tage aber, meinte Irenée von Tremeleu, als er sich dem Hôtel näherte, auf dem Gesicht des mit gespreizten Beinen unter der Hausthüre stehenden Herrn Huôt einen eigenthümlichen Schimmer von Zufriedenheit, ja sogar des Triumphes glänzen zu sehen.

Diese triumphirende Haltung steigerte sich noch, als Herr Huot seinerseits auch Herrn von Tremeleu gewahr ward: er rieb sich freudig die Hände, blies die Backen auf, als wollte er einen Teller heißer Suppe mit seinem Athem abkühlen, und wiegte sich behaglich von einem Beine auf das andere.

Irenèe verdoppelte seine Schritte.

„Nun, giebt's etwas Neues?" rief Irenée dem strahlenden Hôtelier schon von fern zu.

„Nun, Herr von Tremeleu," antwortete Herr Huôt, so laut, als ob der Frager noch um hundert Schritte weiter entfernt gewesen wäre, „Sie sehen einen Mann vor sich, der redlich im Stande ist, auf die Frage zu antworten, die Sie täglich an ihn richten."

Sie sehen einen Mann vor sich — war nämlich eine Lieblingsredensart des Globusbesitzers, die er bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit anbrachte.

„Sind etwa neue Reisende gekommen?" frug Irenée eilig.

„Richtig errathen!"

„Aha! — und wieviel?"

„Vor der Hand nur zwei, ein Herr und eine Dame.

Das ist freilich noch nicht viel, aber die große Hitze wird uns gewiß noch eine beträchtliche Zahl nachschicken, und zwar um so mehr —

„Wie heißen Sie?“

„Und zwar um so mehr,“ fuhr Herr Hudt fort, ohne sich in seinem Satze unterbrechen zu lassen, „als Sie einen Mann vor sich sehen, der seit einem Monate Annoncen in alle erdenklichen Journale einrücken läßt: in die Guienne, in das Memorial bordelais, in die Sylphide der Garonne —“

„Das ist sehr schön von Ihnen. Aber die Namen?“ wiederholte Irenée seine Frage.

„Wessen Namen?“

„Nun, jener Dame und jenes Herrn?“

„Oho!“ rief Herr Hudt, „halten Sie mich denn für so ungalant, daß ich sie gleich um ihre Namen fragen werde? Sie sehen einen Mann vor sich, der kein Gensd'arm ist. Morgen, oder übermorgen — dazu ist immer noch Zeit. Es sind Personen von Distinction.“

Irenée wendete Hudt ärgerlich den Rücken zu.

„Ist das Alles, was Sie von mir zu wissen wünschen?“ frug dieser um so höflicher.

„Da Sie mir nichts Neues weiter zu sagen haben —?“

„Sie sehen einen Mann vor sich, der darüber in Verzweiflung ist!“

„Aber sagen Sie mir, Herr Hudt, wozu helfen Ihnen denn Ihre Fremdenbücher?“

„Um die Namen derjenigen Personen darin einzu-

tragen, welche mir die Ehre erzeigen, in meinem Hôtel einzukehren. Aber, wie ich schon gesagt, ich halte es für ungalant, sie gleich an der Hausthüre mit Fragen zu belästigen; denn ein Hôtelbesitzer ist ein Mann, der sich nicht blos durch die Uniform, sondern auch durch feine Sitten von einem Gensdarmen unterscheidet."

„Haben Sie wenigstens den Herrn und die Dame gesehen?"

„Ich habe noch nicht das Vergnügen gehabt. Sie sehen einen Mann vor sich, der sich gerade zur Zeit ihrer Ankunft in Gujan befand, wohin ich gegangen war, um einen mir befreundeten Chirurgen wegen der Fassung der Annoncen um seinen Rath zu befragen, die ich an die gelesensten Journale des In- und Auslandes senden will. Meine Dienstleute haben sie empfangen; aber man hat mir gesagt, daß sie sehr viel Gepäck bei sich führen, und deßhalb sind ihnen auch die Zimmer Nummer 7 und 8, vorn heraus, angewiesen worden, die ganz neu tapeziert sind, und sogar Toiletten-Commoden haben."

„Und wo sind die Fremden jetzt," unterbrach endlich Irenée Huôt's Redefluß.

„Etwa eine Stunde nach ihrer Ankunft haben sie ein Boot verlangt."

„Ein Boot?"

„Ja wohl, um eine Spazierfahrt auf dem Bassin zu machen, wie es fast alle Reisenden sogleich nach ihrer Ankunft zu thun pflegen. Apropos, bei der Gelegenheit kann ich Ihnen auch gleich mittheilen, daß unser Herr

Maire endlich eine Fahrtaxe für unsere Fischer erlassen hat, wie es in allen berühmten Bädern üblich ist: bis zur Pointe de l'Aiguillon, hin und zurück: 2 Francs; bis zur Kapelle: 4 Francs; bis —"

„Nach welcher Seite hin sind sie gefahren?"

„Meiner Treu! Sie sehen einen Mann vor sich, der in Verzweiflung ist, Ihnen keine genügende Auskunft darüber geben zu — ach ja! jetzt fällt es mir eben ein!" unterbrach sich Herr Huót, sich mit der flachen Hand vor die Stirn schlagend.

„Was denn?"

„Herr Blanchard war ja zugegen, als sie abfuhren; er ist heute noch nicht aus dem Hôtel gekommen. Der wird Ihnen ganz genaue Auskunft geben können."

„Meinen Sie?"

„Sie sehen einen Mann vor sich, der Ihnen das sogar versichern kann."

Ohne auf die letzte, so unvermeidliche Redensart, wie der Schlußrefrain einer Ballade, zu achten, stieg Herr von Tremeleu eilig die Treppe hinan und trat in den — sogenannten — großen Saal, der ziemlich den ganzen ersten Stock einnahm.

Er fand Herrn Blanchard darin, der gemächlich auf und ab spazierte.

III.

Herr Blanchard.

Herr Blanchard hatte bereits das vierzigste Jahr überschritten; er war ziemlich häßlich, aber seine Häßlichkeit ward durch den unverkennbaren Stempel der Intelligenz und feinen Bildung sehr gemildert. Nach seinen ruhigen Manieren, dem gemessenen Tone seiner Unterhaltung konnte man ihn auf den ersten Blick für einen Engländer halten. Nur zu bald ward man aber durch seine Geistessprünge, seine grellen Gegensätze und Faseleien enttäuscht; bald war es ein ganz unerhörtes Paradoxon, das er mit einer Verzierung zwischen die Blumen seiner ehrbarsten Beredtsamkeit schleuderte; sein bis dahin so harmloser Mund öffnete sich in eigener Weise, um ein beißendes Epigramm loszulassen, und aus dem ächt französischen Feuer seiner Augen blickte plötzlich ein ganzer, außergewöhnlicher Lebenslauf hervor.

Er war ein wenig corpulent, indeß war seine Corpulenz durchaus nicht gemein, und erschien als eine ganz passende Maske zu seinem originellen Geiste.

Bei Irenée's Erscheinen im Salon zog Herr Blanchard ein Cigarren-Etuis aus der Tasche.

„Kosten Sie mir einmal diese da!“ sprach er, eine ächte Havanna zwischen den Fingern drückend, daß man die trockenen Blätter knistern hörte.

„Sehr gern, aber unter einer Bedingung,“ versetzte Irenée.

„Lassen Sie hören!“

„Daß mein Kommen Sie nicht abhalten darf, Ihre Promenade in diesem Salon fortzusetzen — wenn Sie nämlich sonst noch Lust und Belieben danach hegen.“

„Schön,“ sagte Herr Blanchard.

Und das Parquet des Salons knarrte wieder in abgemessenem Tacte unter seinen gewichtigen Tritten.

Irenée hatte sich auf einen Stuhl am Fenster geworfen, und sann darüber nach, wie er das Gespräch am geschicktesten auf die beiden neuangekommenen Reisenden lenken könne. Er kannte bereits Herrn Blanchard's Scharfsinn und wollte diesem nicht gleich einen willkommenen Nahrungsstoff bieten.

Endlich, nach dem sechsten Auf- und Abschreiten blieb Herr Blanchard vor Irenée stehen.

„Wie finden Sie diese Cigarre?“ frug er.

„Deliciös! vollkommen! sie lobt sich selbst!“

„Aha! Sie haben noch Sinn für das wahre Schöne! — Ich hätte Ihnen sonst ein Geschichtchen in den Kauf gegeben, wo sie herkommen, und Sie in die Liste der Schmuggler eingeweiht, die sie mir verkauft haben; aber

das sind Geschichtchen, die ich in der Regel für blasirte Raucher aufhebe."

Und hierauf setzte er seine Promenade wieder fort.

Etwa fünf Minuten lang verfolgte ihn Irenée schweigend mit seinen Augen.

Nach Verlauf dieser fünf Minuten entschloß er sich endlich, selbst ein Gespräch anzuknüpfen; der Auftrag, den ihm die Gräfin d'Ingrande ertheilt, und der ihm erst in diesem Augenblicke wieder beifiel, gab ihm hierzu einen willkommenen Stoff.

„Herr Blanchard!" hob er an, auf seinem Lehnstuhle eine andere Stellung annehmend.

„Herr von Tremeleu?"

„Weit entfernt davon, eine Indiscretion begehen zu wollen, hätte ich doch große Lust, mit Ihnen zu wetten, daß ich errathe, was Sie in diesem Augenblicke beschäftigt."

„Was mich beschäftigt — in diesem Augenblicke beschäftigt?" frug Blanchard, wieder stehen bleibend.

„Ja."

„Meiner Treu! da wäre ich doch begierig, Ihre Devinationsgabe auf die Probe zu stellen."

„Mit wenigen Worten wird das geschehen sein," versetzte der junge Mann lächelnd; „ich komme so eben von der Frau Gräfin d'Ingrande und deren Schwester, der Frau Marquise von Pressigny."

„Wie! Sie kennen diese Damen?" frug Blanchard lebhaft.

„Seit meiner Kindheit.“

„Was Sie sagen!“

„Nun, bin ich ein guter Wahrsager?“

„Ein ganz ausgezeichneter!“ rief Blanchard. „Aber, da Sie diese Damen so genau kennen, so können Sie mir vielleicht sagen —“

„Alles, was Sie wissen wollen, mein bester Herr, — ja, mehr noch, sogar was Sie vielleicht nicht zu wissen wünschen.“

„Aha! ich verstehe! — Sie haben mit Ihnem von mir gesprochen?“

„Mehr noch, sie haben mich sogar zu ihrem außerordentlichen und bevollmächtigten Gesandten an Sie ernannt.“

„Teufel noch einmal! gar eine Gesandtschaft! — Nun, geschwind, wie lautet Ihre Botschaft?“

„Mein werther Herr Blanchard, vor allen Dingen muß ich Ihnen die Versicherung geben, daß in Allem, was Sie persönlich betrifft —“

„Hm! ein häßlicher Eingang!“

„Und daß ganz besonders meine Vermittelung in dieser Angelegenheit —“

„Sie sind ein höchst liebenswürdiger junger Mann, ich weiß schon,“ unterbrach Blanchard Herrn von Tremelen, „aber die Botschaft? Kommen Sie zur Sache!“

„Also erstens: Madame d'Ingrande kann sich durchaus keinen Grund Ihrer seltsamen Beharrlichkeit denken?“

„Und doch giebt es nichts Einfacheres und Natür-

licheres auf der Welt: die Bade-Gesellschaft von la-Teste bietet, wie Sie selbst zugeben müssen, eine höchst mittelmäßige Unterhaltung; die Gräfin d'Ingrande und die Marquise von Pressigny sind, wie man allgemein versichert, ein paar Damen von ausgezeichnetem Geiste; es ist daher ganz natürlich, daß ich ihre Bekanntschaft zu machen wünsche."

„Das ist Alles?"

„Das ist Alles!"

„Ein solcher Wunsch ist in der That durchaus nicht tadelnswerth, — und dennoch fürchte ich, daß er an dem Entschlusse dieser Damen scheitern werde."

„Ist das Ihre Meinung?"

„Wenigstens haben die Damen mir dies heute Morgen zu verstehen gegeben."

„Sie weisen also meinen Besuch ab?"

„Nicht geradezu. — Sie schieben ihn nur hinaus."

„Wie das?"

„Je nun, es wird den Damen zwar jederzeit höchst angenehm sein, Sie in Paris, oder in Ingrande zu empfangen, wo ihr Salon das ganze Jahr allen standesmäßigen Besuchern geöffnet ist; daß es ihnen aber sehr leid thue, um Ihretwillen keine Ausnahme von dem Gesetze machen zu können, das sie sich selbst gegeben, hier in la-Teste durchaus Niemanden zu empfangen. Haben Sie mich verstanden?"

„Vollkommen, und ich bin den Damen ungemein dankbar für ihre Geneigtheit in Betreff der Zukunft, ob-

schon ich höchst wahrscheinlich niemals davon Gebrauch machen werde."

„Warum nicht?" frug nun wiederum Irenée.

„Aus zwei Gründen: für's Erste werde ich allem Vermuthen nach niemals nach Ingrande kommen, und der zweite Grund ist, daß, wenn ich erst einmal wieder in Paris sein werde, ich am allerwahrscheinlichsten die Frau Gräfin und die Frau Marquise längst vergessen haben werde. Ihre Bekanntschaft kann nur in dieser Wüstenei Werth für mich haben."

„Demnach also —?"

„Demnach also werde ich auf andere Mittel und Wege sinnen müssen, um mit ihnen zusammenzutreffen."

„Andere Mittel?"

„Versteht sich. Halten Sie mich denn aller Erfindungskraft bar und ledig? Und giebt es denn kein anderes Mittel, Zutritt bei den Leuten zu erlangen, als wenn man an ihre Thür klopft und die Erlaubniß zum Eintreten erhält?"

„Meiner Treu! ich gestehe Ihnen, daß ich mich bis auf den heutigen Tag mit diesem Verfahren begnügt habe; die anderen Arten scheinen mir zu ausschließlich in das Bereich des Theaters und der Gazette des Tribuneaux zu gehören."

„Ei so gehen Sie doch!" rief Blanchard; „ich sehe schon, daß von uns beiden ich der junge Mann bin, und Sie das bedächtige Alter."

Hierauf nahm er seinen Spaziergang durch den Salon wieder auf.

Irenée wendete sich dem Fenster zu und ließ seine Blicke über die Wasserfläche hinschweifen.

„Sehen Sie," hob Herr Blanchard plötzlich wieder an, sich dicht vor Irené stellend, „ich habe nun einmal die Eigenheit, daß ich streng und gewissenhaft erfülle, was ich mir vorgenommen habe. Es ist dies eine meiner ersten Lebensregeln, ja sogar die allererste. Meine erste Sorge war stets, mir selbst Wort zu halten. Ich werfe mir zuweilen selbst eine Herausforderung vor die Füße, die ich entschlossen aufhebe, sie auf dem Felde des Schwierigen, ja, des Unmöglichen auszufechten. Irgend eine Sache, auf die ich mich Anfangs nur ungern und zögernd einlasse, reizt mich nach einiger Zeit gerade am allermeisten. Je mehr Schwierigkeiten sich mir in den Weg stellen, um so beharrlicher werde ich. Sie würden sehr Unrecht haben, wenn Sie hierin nur im Mindesten Sucht nach Originalität erblicken wollten; es ist durchaus nichts, als ein logischer Verstand, der eben dem menschlichen Willen Achtung verschafft, und ihn über das Thier erhebt. Ein ausreichendes Vermögen unterstützt mich in meinem Systeme, und ich beschränke mich nur auf moralisch zu billigende Wünsche. Wie gesagt, hierin liegt durchaus kein Haschen nach Originalität, ja, ich hasse sogar diese öffentlichen Originale. Wer mich kennt, weiß, wie sorgfältig ich vermeide, die öffentliche Aufmerksamkeit auf mich zu erregen, welche Mühe ich mir

gebe, meine Handlungen vor der Indiscretion der Journale zu verbergen. Ich miethe keinen Schauspielsaal für mich allein; ich verfolge nicht beharrlich einen Thierbändiger, in der Hoffnung, ihn eines schönen Tages von seinen bestialischen Kostgängern zerreißen und auffressen zu sehen; ich habe nicht einen ganzen Berg zu meiner Büste ausmeiseln lassen; ich habe nicht den Turban angenommen, wie weiland Herr Bonneval; ich habe keinen Tempel angezündet, ja ich vermeide sogar eine auffallende Kleidung; ich bin, was man im strengsten Sinne des Worts einen Privatmenschen nennen könnte, und suche meine Anregungen ausschließlich im Privatleben. Auch halte ich nicht eben besonders darauf, mich zu belustigen, denn dies ist das untrügliche Zeichen eines ungemessenen Egoismus, einer fürchterlichen Anmaßung, denn der Mensch muß auch die langweiligen Stunden hinnehmen; aber ich suche diese, nur so selten und so kurz wie möglich zu machen, das ist viel bescheidener. Die materiellen Genüsse stehen bei mir nur in zweiter Reihe; meine Capricen bewegen sich mehr in der geistigen Sphäre. Wollen Sie ein Beispiel hören? Eines Abends, in einem Salon, in dem eine Gesellschaft von vielleicht fünfzig Personen versammelt war, belustigte ich mich damit, laut zu denken. Ein seltener Genuß, nicht wahr? — ein unschätzbares Vergnügen und gewiß ein an sich ganz unschuldiges. Nun denn, ich hatte noch kaum eine Viertelstunde laut gedacht, als ein Bedienter mir im Namen der Dame des Hauses meinen Hut präsentirte, und am

anderen Tage hatte ich ein ganzes Dutzend Duelle auf dem Halse. Und doch hatte ich weiter nichts verbrochen, als einigen Damen zu sagen, daß sie keine Schönheiten wären, und einigen Herren, daß sie eben keinen brillanten Verstand besäßen."

Irenée konnte sich des Lachens nicht enthalten.

„Es ist schade," sagte er dann, „daß Hoffmann Sie nicht gekannt hat."

„Warum?"

„Weil er Sie ganz bestimmt zum Helden einer seiner phantastischen Erzählungen gemacht haben würde."

„Herr von Tremeleu, Sie sind wie alle die Anderen: Ihr Urtheil richtet sich nach Aeußerlichkeiten. Sie erzeigen mir die Ehre, mich für phantastisch zu erklären, weil ich mich streng an das Natürliche halte. Die Wissenschaft des Magnetismus ist in der Offenbarung von Phänomenen der Willenskraft noch viel weiter gegangen als ich."

„Der Magnetismus, allerdings. Wenn Sie aber dergleichen Dinge ganz wachend treiben, wie Sie thun, so müssen Sie ja fast bei jedem Schritte auf Hemmnisse und Schwierigkeiten stoßen?"

„Bei jedem Schritte, das ist freilich wahr. Aber diese unvorgesehenen Kämpfe, von denen Euere wohlweisen Gebräuche nichts wissen wollen, sind es eben, die meinem Leben eine angenehme und heilsame Aufregung verleihen. Und sollten Sie wohl glauben, daß es gerade meine einfachsten und bescheidensten Wünsche sind, deren Realisirung auf die meisten Hindernisse stößt, ja, zu-

weilen ganz unmöglich iſt? Ein einziger Fall wird Ihnen dies klar machen: Ich eſſe nicht gern allein. Vor etwa zwei Jahren reiſe ich durch eine unſerer Grenzſtädte. Die Tiſchzeit war bereits vorüber, und da ich keine Seele im ganzen Orte kannte, ſo beſchloß ich, das erſte beſte Individuum, das mir begegnen würde, als Gaſt einzuladen. Das iſt doch etwas ſehr Einfaches, nicht wahr? Nun denn, ich begebe mich in dieſer Abſicht auf die belebteſte Straße der Stadt und richte meine Einladung in den höflichſten Worten an einige Perſonen, deren Phyſiognomie und Coſtüm mir angemeſſen erſchienen. Die mehrſten ſchlugen meine Einladung ganz höflich aus, jedoch nicht, ohne gewiſſe Anzeichen der Ueberraſchung oder des Mißtrauens durchblicken zu laſſen; die Einen ſchützten eine frühere Einladung vor, Andere wieder, daß ſie bereits geſpeiſt, wieder Andere, daß ſie niemals außer ihrem Hauſe zu ſpeiſen pflegten, und dergleichen mehr. Einer von ihnen, der offenſte und freundlichſte von allen, wollte mich durchaus mit ſich nehmen, was jedoch meinem Vorſatze ganz entgegen war und ich ihm auch [illegible]ichſt erklärte. Da ich mit Leuten von Stande, oder die mir wenigſtens als ſolche erſchienen, kein Glück hatte, ſo hielt ich es für nöthig, eine Stufe tiefer herabzuſteigen, und mein Heil bei der ſogenannten excentriſchen Claſſe zu ſuchen: Profeſſoren und Gelehrte im abgeſchabten ſchwarzen Frack, Träumer auf offener Straße, melancholiſche Herumſtreicher, die nur auf ihrer Stirn noch einen Reſt von Würde zur Schau tragen. Nun denn, auch hier

erhielt ich nur abschlägliche Antworten, zwar noch immer höflich, aber doch mit einem gewissen Anstriche von Stolz; mitunter auch übermäßig bescheidene. Einer, unter andern, der bleichste, der gelbste, der magerste dieser müßigen Pflastertreter, dessen offenherzige Ellenbogen zeigten, daß er auf dem Wege des Glückes schon in manch' arges Gedränge gekommen war, dem der Hunger deutlich aus den Augen sah, schlug diese verschämt nieder und antwortete mit dem Ausdrucke eines unschuldigen jungen Mädchens: „Mein Herr, es ist noch keine Viertelstunde her, daß ich gespeist habe." Ich war starr vor Erstaunen. Doch faßte ich mich sehr bald wieder und bot ihm einen Zahnstocher an."

„O! — das war grausam!"

„Was wollen Sie? Diese fortwährenden Ablehnungen meiner schlicht und ehrlich gemachten Einladungen fingen an, mich zu ärgern. Der vernünftigste von diesen drolligen Käuzen, wollte sie nur unter der Bedingung annehmen, daß er seine Frau, seine Schwiegermutter und seine d[illegible] Kinder herzuholen dürfe, um sein Glück zu theilen. Ich drehete ihm den Rücken. Das war vielleicht noch grausamer als der offerirte Zahnstocher, aber wie gesagt, meine Stimmung ward immer gereizter. Inzwischen meldete sich der Hunger bereits sehr fühlbar. Müde dieser kleinen Scharmützel, gehe ich gerade auf einen Kommissionair zu, einen würdigen Savoyarden in grüner Manschesterjacke, der sich, auf Kundschaft harrend, an eine Straßenecke gepflanzt hatte. „Willst Du mit

mir speisen? redete ich ihn kurzweg an. — Sehr gern, Bürgersmann, wenn Sie nämlich die Zeche bezahlen wollen, antwortet er mit lachendem Gesichte. — Nun, so komm mit mir! — Entschuldigen Sie, aber ich kann vor Einbruch der Nacht nicht von hier weg; das ist hier meine Ecke, die mir so heilig ist, wie einer Schildwache ihr Posten. Verstehen Sie, man genießt das Vertrauen des ganzen Stadtviertels und ist sich seiner Kundschaft schuldig. — Aber in einer Stunde ist es ja Nacht! rief ich. — Das mag sein. Aber während dieser einen Stunde kann Jemand mich holen wollen, um einen Auftrag auszurichten, einen Koffer zu tragen, einen Reisenden zu führen, und ich würde die Kundschaft des Hôtels verlieren. Geschäfte gehen dem Vergnügen vor. — Du kannst Dich einstweilen von einem Anderen ablösen lassen. — Nicht möglich, Bürgersmann; dergleichen ist unter uns nicht Sitte. Es thut mir noch vielmehr leid wie Ihnen, aber es handelt sich noch um eine Stunde, und eher verlasse ich meinen Posten nicht. — Du sollst Champagner trinken, so viel Du nur willst! — Bravo! habe noch nie welchen getrunken; aber, wie gesagt, wenn's dunkel sein wird. — Du sollst essen, was Du willst! — Herrlich! aber in einer Stunde; ein Stündchen ist ja so bald vorüber, und Sie werden in der Zeit nur um so besseren Appetit bekommen, Bürgersmann. — Keine Minute warte ich länger, entweder Du kommst gleich mit mir, oder gar nicht! — So reden wir weiter nicht mehr davon." — Ich gestehe Ihnen, ich war perplex! End-

lich aber glaubte ich, einen Ausweg gefunden zu haben: „Höre, hub ich mit triumphirender Miene wieder an, während dieser Stunde kannst Du doch nicht mehr als zwei Commissionen bekommen; nehmen wir aber drei an, und eine in die andere gerechnet, zu drei Francs jede; das machte neun Francs, nicht wahr? Nun gut, hier sind zwei Fünffrankenstücke; laß Du Deine Ecke Ecke sein, und komm mit mir zu Tisch." Bei diesen Worten ward der Savoyard purpurroth vor Zorn: „Ich nehme kein Geld," schnauzte er mich an, „als wenn ich dafür arbeite und will nicht dafür bezahlt sein, daß ich mich belustige! Wenn Sie weiter nichts zu thun haben, als über ehrliche Leute zu spotten und sie zu demüthigen, so können Sie Ihres Weges weiter gehen." — „Aber, zum Tausend noch einmal!" rief ich wüthend, „es steht doch ganz bei mir, wozu ich Dich gebrauchen will, wenn ich Dich nur richtig und ordentlich bezahle; also, folge mir!" Und zugleich erfaßte ich ihn bei'm Kragen. „Keine Gewalt, Bürgersmann," rief er, „oder ich schlage aus!" — Bah! ich habe noch Andere, als Du bist, zur Raison gebracht! — Wirklich? Na, kommen Sie 'mal an!" Und da stehen wir und boxen uns auf offener Straße, wie zu den Zeiten Lord Seymour's: an die Kinnlade, auf die Stirn, auf den Magen, so, und wieder so! Genug man mußte uns auseinander bringen. Das Glück war wieder mich: ich trug einen verstauchten Finger davon, und mußte allein speisen."

„Das kann man in der That Unglück nennen," sagte Irenée, der nur noch mit halbem Ohre zuhörte.

„Von allen Widerwärtigkeiten, die ich erlebt,“ fuhr Blanchard fort, „war diese ohnstreitig die demüthigendste, trotz ihrer großen Nichtigkeit. Sonst muß ich sagen, daß mir so ziemlich alles gelingt, was ich versuche. Die Welt ist auf urplötzliche Angriffe in der Regel so wenig vorbereitet, daß sie mir nur einen unwillkührlichen Widerstand entgegen setzt, der mehr eine Folge des Erstaunens ist. Und wissen Sie, wo diese Entschlossenheit, diese beharrliche Kühnheit bei mir herrührt?“

„Meiner Treu, nein!“

„Von einem Uebermaße von Schüchternheit.“

Irenée stieß drei oder vier starke Rauchwolken aus, ohne zu antworten, ja er fing an, zu befürchten, daß sein Gesellschafter sich über ihn lustig machen wolle, und er fühlte sich keineswegs in der Stimmung, das hinzunehmen.

„Sehen Sie,“ sprach Blanchard ruhig weiter, „Niemand auf der Welt kann von dieser verwünschten Schüchternheit mehr zu leiden gehabt haben, als ich; sie hat meine Kindheit und meine Jugendjahre vergiftet. Rousseau's frühzeitige Menschenscheu, Sterne's kindische Eigenheiten sind nicht im Entferntesten mit den Unannehmlichkeiten, Schmerzen und Qualen, die mir diese seltsame Krankheit schon zugezogen hat, zu vergleichen. Ich wundere mich, daß unsere Herren Aerzte noch kein Buch über die Schüchternheit geschrieben haben. Sie scheinen gar keine Ahnung davon zu haben, daß dieses Uebel, bei sehr vielen Menschen, nur der Vorbote des Selbstmordes, des Verbrechens, des Wahnsinns ist. Bis zu meinem fünfund-

zwanzigsten Jahre war ich mit dieser Pest behaftet, und die Aufzählung aller der übermenschlichen Anstrengungen, welche ich gemacht habe, um mich von ihr zu befreien, würde ganze Bände füllen. Man denkt gewöhnlich, daß das Capitel der Physiologie erschöpft sei. Irrthum! Wie viel neue Beiträge könnte ich allein zu deren Kunde liefern! — Ich, der ich roth ward wie die untergehende Sonne, sobald nur Jemand ein Wort an mich richtete, dem es immer war, als würde ihm die Kehle zugeschnürt, ich, der selbst die einfachste Frage kaum mit einer Sylbe beantworten konnte, ich selbst befreite mich von diesem Alpe, indem ich mir als Kur verordnete, mitten in der zahlreichsten und imposantesten Gesellschaft plötzlich und allein das Wort zu ergreifen. Der Blick einer schönen Frau machte mich verstummen, das Rauschen eines seidenen Kleides trieb mich in die Flucht; ich machte es mir selbst zum Gesetz, den Frauen dreist entgegen zu gehen, sie gerade und fest anzublicken, und sollten mir darüber die Thränen in die Augen kommen; ihnen die Hand zu bieten, die Finger zu drücken, und sollte ich vor Schaam darüber sterben! Die Sache hatte den besten Erfolg, und jemehr ich durch diese unvorhergesehenen Heldenthaten Erstaunen erregte, jemehr wünschte ich mir Glück zu meinem Triumphe über mich selbst. Das Blut stieg mir bis in die Augen, tausend Krämpfe und Convulsionen durchzuckten meinen Körper; aber ich schritt immer vorwärts, ich gehorchte mir selbst mit einer Art unerbitterlichem Fanatismus, von Raserei. Wie oft bin ich ohn=

mächtig geworden, wie oft hat die Natur meinen Muth treulos verlassen, aber stets geschah dies erst nach ausgefochtenem Kampfe, nach errungenem Siege."

Irenée's Züge hatten wieder einen lächelnden Ausdruck angenommen.

„Ich gestehe," sagte er, „daß ich zum ersten Male in meinem Leben die Schüchternheit mit so grellen Farben darstellen sehe."

„Es giebt keine noch so unsinnige Handlung, die ich nicht zu der Zeit begangen hätte, um dieses bizarre, ironische Uebel zu bändigen, das alle Gefühlsnerven ohne Nutzen aufreibt, das die ganze Energie und Willenskraft ertödtet, und woran — davon bin ich fest überzeugt — gar viele energische Naturen gestorben sind, denen die Schüchternheit war, was ein Strohhalm in einer Eisenbarre! Stellen Sie es sich nur selbst vor: sich der feurigsten Beredtsamkeit bewußt sein, sein Herz voll Leidenschaften fühlen, eines jeden Heroismus fähig sein, voller Geist und Liebenswürdigkeit, von Abenteuern schwärmen, zu wissen, daß man zu Hause, seinem Spiegel gegenüber, alle Eleganz eines Molé, eines Brummel besitzt, sich von dem Feuer seiner eigenen Monologe durchglühen lassen — und dann in Gegenwart von einem oder zwei Zeugen, nichts, aber absolut gar nichts mehr von dem allen! Die seltensten und blendendsten Fähigkeiten besitzen, und die Sprungfeder nicht berühren können, die sie alle in Bewegung setzt, — das ist mehr als lächerlich, das ist fürchterlich, das ist infernalisch! — Daher können Sie

aber auch überzeugt sein, daß ein Mann, dem es gelungen ist, diesen Dämon der Schüchternheit in seinen kräftigen Armen zu ersticken, nichts auf der Welt mehr zu scheuen hat. Ich sagte so eben, daß ich oft die unsinnigsten Handlungen begangen hätte, um zu diesem Resultate zu gelangen. Wissen Sie wohl, daß ich manchmal in das erste, beste Haus getreten, die Treppe hinaufgegangen bin, an irgend eine Thür geklopft habe, bei Leuten, die mir wildfremd waren, eingetreten bin, mich ohne alle Umstände bei ihnen niedergelassen und mit ihnen von allem geschwatzt habe, was mir irgend durch den Kopf fuhr? Ja, ja, der feste Wille ist nicht blos ein leeres Wort; ich habe Experimente aller Art darüber angestellt; ich habe endlich begreifen gelernt, wieviel dem Fürsten von Benevent seine bleiche Maske, sein stehendes, eisiges Diplomatenlächeln gekostet haben mag. Ich habe alle Hirngespinnste, welche die Schüchternheit unmerklich und verrätherisch zwischen mich und den Menschen heraufbeschworen, siegreich aus dem Felde geschlagen!"

Während Herr Blanchard so declamirte, hatte sich Irenée auf das Fensterbret geneigt.

Er verfolgte aufmerksamen Blickes den Gang zweier kleinen Boote, welche gerade auf das Hôtel des Globus zuzusteuern schienen.

Da Blanchard bemerkte, daß man nicht mehr auf ihn höre, betrachtete er Irenée einige Zeit schweigend und aufmerksam; dann trat er noch dichter an ihn heran und berührte leicht seine Achsel.

„Ach, — Entschuldigung!“ rief Irenée, wie plötzlich aus einem Traume erwachend.

„Sie waren zerstreut,“ sagte Blanchard.

„Verzeihen Sie mir; aber wenn Sie wüßten —“

„Nun, wenn ich wüßte —?“

„Bemerken Sie jene zwei Boote dort drüben?“

„Ja; sie segeln nebeneinander und werden wahrscheinlich alle beide hier, uns gegenüber, anlegen.“

„Nun denn, eines dieser Boote enthält vermuthlich mein Leben.“

„Sprechen Sie ernstlich?“

Statt aller Antwort drehete sich Irenée zu Herrn Blanchard herum, und reichte ihm die Hand; sie brannte fieberhaft.

Auch Herr Blanchard neigte sich jetzt gegen das Fenster vor.

„Wenn mich nicht alles täuscht,“ sagte er nach einiger Zeit, „so ist eines dieser Boote das des Hôtels.“

„Glauben Sie?“

„Ja wohl; jetzt erkenne ich es genau. Es ist dasselbe, das vor kaum einigen Stunden mit einer jungen, sehr hübschen Frau in Begleitung eines jungen Mannes vom Lande abstieß. Ich begegnete ihnen auf der Treppe und habe sogar die Worte vernommen: Leiden Sie noch immer, Marianna?“

„Marianna!“

Nachdem Irenée diesen Namen wiederholt, richtete er

seine Blicke wieder zum Fenster hinaus und unverwandt auf die beiden kleinen weißen Segel.

Blanchard stand hinter ihm, neugierig der Dinge harrend, die da kommen sollten.

„In der That,“ murmelte Irenée vor sich hin, „jetzt erkenne ich selbst das Boot des Hôtels; aber — hm! das ist doch äußerst seltsam!“

„Was denn?“

„Wenn ich mich nicht sehr täusche, so ist das andere Boot das der Gräfin d'Ingrande?“

„Ja, ich erkenne es an dem hellblauen Streifen.“

Wiederum entstand eine längere Pause, während die beiden Boote sich parallel dem Strande näherten.

Schon waren sie nahe daran, denselben zu berühren.

Plötzlich fuhr Irenée erschrocken auf.

„Mein Gott!“ rief er.

„Was haben Sie?“ frug Herr Blanchard.

„Sehen Sie denn nicht — dort — auf dem Boden des Nachens — liegt da nicht etwas Weißes?“

„Warten Sie — ja, wahrhaftig! Das sieht beinahe aus wie eine weibliche Gestalt — eine Ohnmächtige —“

„Das ist Marianna, ohne allen Zweifel! Es wird ihr irgend ein Unglück widerfahren sein! Kommen Sie, kommen Sie!“

Und er stürzte ganz betroffen zum Salon hinaus.

Nach einigen Secunden der Ueberlegung, — denn Herr Blanchard that nicht das Mindeste, ohne zuvor zu überlegen, folgte dieser Herrn von Tremeleu nach.

Die beiden Boote legten so eben an.

Auf dem Boden des ersten sah man deutlich eine liegende Frauengestalt, in nassen Kleidern, deren Kopf in den Händen eines jungen Mannes ruhete.

Dieses Boot war es, auf welches Irenée zunächst zueilte.

Kaum war der ältere der beiden Fischer, der das Boot führte, auf den Strand gesprungen, um es nachzuziehen, als er sich am Kragen erfaßt fühlte.

„Oho!“ rief er in sehr übler Laune und sich umwendend; „was fällt Ihnen denn ein, Herr Irenée?“

„Diese Dame — antworte, Péché — Du bist es der sie gefahren hat — woher kommt diese Ohnmacht?“

Der also benannte Fischer, der so ziemlich einer bissigen Dogge glich, antwortete achselzuckend:

„Ach was! eine Lumperei! Sie wissen ja, daß die Weiber bei jeder Gelegenheit ohnmächtig werden. Die da, hatte sich ein Wenig über die Krabben erschreckt, die sie in meinem Boote sah. Sie wich zu schnell zurück, und ist über den Bootsrand in's Meer gefallen, genau auf der Höhe von Cap Ferret.“

„Aber das ist ja gerade eine der gefährlichsten Stellen im ganzen Bassin!“

„Das will ich meinen. Es hat uns aber auch Noth genug gemacht, sie wieder herauszufischen. Einen Augenblick glaubten wir, wir würden es nicht zu Stande bringen, wenn nicht Mademoiselle d'Ingrande —“

„Mademoiselle d'Ingrande?“

„Ei, ja! die wackere Kleine hat sich auf die Gefahr hin, von den Wirbeln verschlungen zu werden, in das Meer gestürzt, und mit dreimaligem Ausgreifen — schwapp! — hatte sie die Dame bei'm Gürtel gefaßt, und zog sie wieder empor. Ich sage Ihnen, es war die höchste Zeit.“

Während dem hatte Péché das Boot mit beiden Händen gefaßt und kräftig auf den Sand gezogen.

Marianna hatte noch nicht die Augen geöffnet. Der junge Mann, der sie begleitete, faßte sie nun in seine Arme und hob sie mit Hilfe des zweiten Fischers vorsichtig aus dem Boote.

Als er eben den Fuß auf's Trockene setzte, sah er sich plötzlich Brust an Brust mit Irenée.

Er blieb einen Moment wie angewurzelt.

„Sie hier, mein Herr?“ rief er halblaut.

„Sie erwarteten also wohl nicht, mich wiederzusehen?“ entgegnete Irenée mit stolzer Haltung.

„Wie Sie begreifen müssen, mein Herr, ist weder Ort noch Zeit zu einer Erörterung gut gewählt; ich hoffe doch, daß Sie mir baldmöglichst Gelegenheit geben werden, uns zu treffen. Also, auf Wiedersehen, mein Herr, auf Wiedersehen!“

„Und wenn Marianna's Leben in Gefahr schwebt, dann wehe Ihnen!“ rief ihm Irenée nach.

Der junge Mann war im Begriffe zu antworten; aber eine Bewegung Marianna's erinnerte ihn daran, daß er jetzt andere Pflichten zu erfüllen habe, und so schnell,

als seine Bürde es ihm erlaubte, schritt er auf's Hôtel zu.

Herr Blanchard hatte Irenée's Arm erfaßt und ihn mit einem leisen Druck zur Vorsicht ermahnen wollen.

Aber seine Ermahnung kam zu spät; die Gräfin d'Ingrande, die Marquise von Pressigny und Amelie, die in dem zweiten Boote saßen, waren Zeugen des ganzen Auftrittes gewesen, und wenn auch keines der gewechselten Worte bis zu ihren Ohren gedrungen war, so war dagegen keine einzige Bewegung der beiden jungen Leute ihren Blicken entgangen.

„Nun, Schwester," flüsterte die Marquise der Gräfin d'Ingrande in's Ohr, „fangen Sie nun an, Sich zu überzeugen?"

Die Gräfin antwortete nicht.

Trotz seiner Aufregung begriff Irenée doch, daß er nicht, ohne gegen die Gesetze der Schicklichkeit zu verstoßen, unterlassen konnte, die Damen zu begrüßen, und Amelie über den so eben bewiesenen Muth einige schmeichelhafte Worte zu sagen. Er that es, aber mit einer so ersichtlichen Unbeholfenheit und Zerstreutheit, daß es den beiden Damen nicht entgehen konnte.

Zum Schluß frug er: ob die Damen denn nicht hier auszusteigen gedächten?

„Nein," antwortete die Gräfin; „es genügt uns zu wissen, daß diese Person in Sicherheit ist. Apropos, Irenée, Sie können uns vielleicht sagen, wer sie ist?"

„Ich, Madame? —" stotterte er verlegen.

„So viel ich gesehen, hatten Sie ja den jungen Mann, der sie begleitete, angeredet.“

„In der That, ja, ich erkundigte mich bei ihm —“

„Ist sie seine Frau, oder vielleicht seine Schwester?“

„Das werden Sie ohne Zweifel von ihr selbst erfahren, denn jedenfalls wird sie Ihnen ihre Aufwartung machen,“ sagte Irenée mit erkünstelter Unbefangenheit.

„Wer sie auch sei,“ setzte die Marquise hinzu, „so müssen Sie doch zugeben, daß sie sehr schön ist.“

Irenée ward blutroth, antwortete jedoch nichts.

„Kehren wir heim,“ sprach die Gräfin d'Ingrande.

Und dabei faßte sie plötzlich ihre Tochter in die Arme und drückte ihr einen Kuß auf die Stirne.

Amelie, der dieser Erguß mütterlicher Zärtlichkeit unbegreiflich war, richtete erstaunte Blicke auf die Gräfin, während das Boot wieder vom Lande abstieß, um seine Heimfahrt in der Richtung nach der Südspitze fortzusetzen.

Es blieb Niemand mehr am Strande zurück, als Herr von Tremeleu und Herr Blanchard.

Der Erstere war in ein dumpfes Brüten versunken und schien seinen Begleiter ganz vergessen zu haben. Erst als Herr Blanchard, der bis dahin nur den stillen Beobachter gemacht hatte, ihn freundlich ersuchte, wieder in's Globus-Hôtel zurückzukehren, erwachte Irenée aus seiner Träumerei.

Er blickte Blanchard forschend an, und sagte dann, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen:

„Wünschen Sie noch, daß ich Sie morgen der Gräfin d'Ingrande und der Marquise von Pressigny vorstelle?"

„Mehr wie jemals," entgegnete Herr Blanchard.

„Und darf ich Sie dafür um eine Gegengefälligkeit bitten?"

„Wenn sie in meinen Kräften steht —?"

„Nur eine Kleinigkeit."

„Nun, und —?"

„Die Gefälligkeit, mir binnen hier und — vielleicht einigen Tagen als Zeuge zu dienen."

„Ein Duell?" rief Blanchard überrascht.

„So ist es."

„Mit wem?"

„Haben Sie nicht die wenigen Worte gehört, die ich so eben mit jenem jungen Manne gewechselt habe?"

„Das ist ja wahr; jetzt entsinne ich mich. Sein Name?"

„Philipp Beyle."

„Philipp Beyle — hm! der Name muß mir schon einmal vorgekommen sein. — Ja, ja! — warten Sie — gehört er nicht zur Diplomatie?"

„Wenn ich nicht irre, war er voriges Jahr bei irgend einer Gesandtschaft oder einem Consulate attachirt."

„Herr von Tremeleu, ich nehme zwar den Vorschlag an, den Sie mir machen, indeß ist es wichtig, daß wir uns erst ganz genau darüber verständigen; morgen werden Sie bei der Gräfin d'Ingrande mich einführen und ihr, so wie der Frau Marquise von Pressigny vorstellen?"

„Morgen.“

„Und übermorgen, oder irgend einen anderen Tag, stelle ich mich in Betreff eines jeden Rencontre mit Herrn Philipp Beyle zu Ihrer Verfügung.“

„Einverstanden!“

„Sehr wohl; so weit wären die Präliminarien in Ordnung; doch habe ich noch einen kleinen Wunsch hinzuzufügen — nur einen ganz kleinen und ganz natürlichen Wunsch, und von Ihrer Ehrenhaftigkeit und Geradheit verhoffe ich, daß Sie mir denselben nicht abschlagen werden.“

„Ich wiederhole Ihre vorigen Worte: wenn es in meinen Kräften steht.“

„Ganz gewiß. Nun, also: wenn gleich ich keinen Augenblick an der Gerechtigkeit ihrer Sache zweifle, erheischen es doch die Grundsätze, die ich mir zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht habe, mein Gewissen und die Verantwortlichkeit, die ich zugleich auf mich nehme, Sie um einige historische Data über die Ursache Ihres Zwiespaltes mit Herrn Philipp Beyle zu ersuchen. — Seien Sie ganz unbesorgt, ich werde mich nicht in weitschweifige Deklamationen für oder gegen die Statthaftigkeit des Duells verbreiten. Ich erfülle nur eine Förmlichkeit, weiter nichts. Ich weiß nicht, welche Meinung Sie nach unserer vorigen Unterhaltung im Salon von mir gefaßt haben; welche sie aber auch sei, so erfahren Sie, daß es gewisse Gesetze giebt, die ich als unverletzlich betrachte, und die ich stets beobachtet habe.“

Irenée sah ihn einige Zeit schweigend an.

„Sie haben Recht," sprach er dann, „und trotz aller schmerzlichen Erinnerungen, die ein solcher Bericht wieder in mir wachrufen wird — trotz der Schamröthe, die meine Stirn bei einigen Stellen desselben überziehen wird, fühle ich doch, daß ich Ihnen dieses Vertrauen schuldig bin, und daß ich an Ihrer Stelle ein Gleiches von Ihnen begehrt haben würde."

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände.

„Kommen Sie mit mir in mein Zimmer," fuhr Irenée fort; „wir werden da ungestörter sein, als hier."

Beide hatten sich schon einige Schritte vom Lande entfernt, als Herr von Tremeleu sich rufen hörte.

Es war der unter dem seltsamen Namen Péché*) bekannte Fischer.

„Was willst Du noch von mir?" rief ihm Irenée zu.

Und zu Blanchard gewendet, setzte er hinzu:

„Sind Sie vielleicht neugierig, einen Hexenmeister von la-Teste, eine Art Verzauberer, kennen zu lernen? Dann sehen Sie Sich dieses Gesicht recht genau an."

Péché war eben aus seinem Boote gestiegen, in welchem er während dieser Unterhaltung seine Fischergeräthschaften in Ordnung gebracht hatte.

Er blickte Herrn von Tremeleu mit jenem dummpfiffigen Lächeln an, wie es den Landleuten eigenthümlich ist, wenn sie bemerken, daß man sich über sie lustig machen will.

---

*) Sünde.

Sein Gesicht war braunroth, wie ein Tannzapfen, und so voller Runzeln und Falten, daß es sich im fortwährenden Zustande des Grimassenschneidens befand.

Und doch war er noch ein Mann in seinen besten Jahren, gedrungen, muskelkräftig wie ein Rubens'scher Triton; aber der tägliche Kampf mit den Elementen, hatte ihn mit einer Art von Rinde überzogen, die kaum mehr dem menschlichen Geschlechte anzugehören schien.

Sein Costüm war mehr als einfach zu nennen: ein blaues Fischerhemd und eine, bis über das Knie aufgerollte, Leinwandhose; keinen Hut — seine dicke Mähne vertrat dessen Stelle.

„Verzeihen Sie," sprach er, zu Irenée herantretend, „aber da es mir schien, als kennten Sie die junge, ohnmächtige Dame, so meinte ich, Sie würden vielleicht dreinwilligen, einen Auftrag bei ihr zu übernehmen."

„Einen Auftrag? von Dir, an jene Dame?" frug Irenée verwundert.

„O, es betrifft nicht Großes; ich wollte Sie nur bitten, ihr das Ding da zu überbringen, das ich soeben in meinem Boote gefunden habe."

Und zu gleicher Zeit präsentirte ihm Péché ein kleines, höchst elegant eingebundenes Taschenbüchelchen.

Irenée nahm es in die Hand und betrachtete es aufmerksam.

„Und wer sagt Dir, daß das jener Dame gehört, und nicht dem jungen Herrn, der bei ihr war?"

„Weil die junge Dame, noch wenige Minuten, bevor

sie in das Wasser fiel, in das Dingelchen eingeschrieben hat."

„Es ist gut," sprach Irenée, das kleine Portefeuille in seine Brusttasche steckend.

Während Dem beobachtete Herr Blanchard aufmerksam das Gesicht des Fischers, in dessen Auge ein eigenthümlicher Ausdruck lebhafter Freude blitzte.

Er konnte dem Gelüste nicht widerstehen, ihn ein Wenig auszufragen.

„Noch ein Wort, mein braver Mann," rief er ihm zu.

„Mit mir?"

„Mit Dir. Wie kommt es, daß Du das Taschenbüchelchen nicht lieber selbst wieder an dessen Besitzerin ablieferst? Indem Du es durch die Vermittelung eines Dritten thust, setzest Du Dich der Gefahr aus, vielleicht eine gute Belohnung einzubüßen."

Péché sah Herrn Blanchard einige Augenblicke mit grinsendem Lachen an.

„Meiner Treu, Herr," sprach er dann, „wenn es wahr ist, daß ich ein Hexenmeister bin, wie die Leute hier im Orte sagen, so glaube ich fast, daß Sie ein Wenig zu meiner Verwandtschaft gehören. Ja, ja, eine gute Katze fängt eine gute Ratte, pflegen wir hier zu sagen. Wer sagt Ihnen aber denn, daß das, was ich thue, mir nicht zwei Belohnungen, statt einer eintragen werde?"

Herr Blanchard schnitt ein ärgerliches Gesicht.

„Und übrigens," fuhr der Fischer mit duckmäuserischem Ausdruck fort, „wenn Herr von Tremeleu vielleicht Ihre Ansicht theilen sollte, so kann er mir das Dingelchen ja zurückgeben."

Und zugleich hielt er Irenée die geöffnete Hand hin, ob, um eine Belohnung, oder, das Taschenbuch in Empfang zu nehmen, überließ der Schlaukopf Irenée's Entscheidung.

„Nein, nein!" rief dieser lebhaft; „Du hast ganz recht gethan, und hier nimm den Beweis davon."

Peché's Hand schloß sich über einem Fünffrankenstück.

Irenée und Herr Blanchard kehrten darauf raschen Schrittes in das Globus-Hôtel zurück.

Dort, in einem Seitenzimmer des ersten Stockes, erfüllte Irenée sein gegebenes Versprechen, und weihete seinen künftigen Duellzeugen in das Geheimniß seiner Beziehungen zu der jungen Dame ein, die er mit solcher Ungeduld erwartet hatte, und die soeben erst auf so seltsame Weise auf dem Schauplatze der Ereignisse erschienen war. Da sich unsere ganze Erzählung gleichsam aus dieser wichtigen Mittheilung weiter fortspinnt, so werden wir uns die Freiheit nehmen, uns an Irenée's Stelle als Erzähler zu substituiren, theils um dem Leser die Monotonie eines Alleingespräches zu ersparen, theils um manche Episoden einzuschalten, die Hert von Tremeleu vielleicht für gut fand, seinem einzigen Zuhörer zu verschweigen.

IV.

Frauenstudien.

Eines Tages, als Irenée von Treumeleu durch die Faubourg Poissonière ging, ward er von der Schönheit eines jungen Mädchens frappirt, das allein und mit eiligen Schritten, einige Notenhefte unter dem Arme, des Weges daher kam.

An einer gewissen Freiheit und Sicherheit des Ganges, — einer gewissen Haltung des Kopfes, — einem gewissen Gelehrtenausdruck des Auges, erkannte Herr von Tremeleu, der einen ächten pariser Blick hatte — wie man von einem Feldwebelblick zu sprechen pflegt — sofort eine Elevin des Conservatoriums, von der Section des Gesanges.

Es war auch gerade die Stunde, wo diese jungen Personen aus ihrer Classe kommen, diese koketten Schaaren, unter denen die Zukunft jene hochmüthigen, brünetten oder blonden Sängerinnen rekrutirt, deren Blüthe später

erst die Gasflammen von Fenice, Covent-Garden, oder der Großen-Oper in Paris zur vollen Entfaltung bringen.

Herr von Tremeleu, der zur Zeit noch ein sehr junger, einzig und allein seinem Vergnügen lebender Mensch war, richtete seine Schritte nach denen des schönen Mädchens und folgte ihr in einer, vom Anstand gebotenen Entfernung.

Allerhand Gedanken und Betrachtungen entwickelten sich während dieses Ganges in seinem eigenen, jugendlichen Gehirn.

„Das ist nun," dachte er bei sich, „so ein Mädchen, ein Kind von noch nicht sechzehn Jahren, mit Stiefelchen von Zwillich, einem bescheidenen Merinoskleidchen und einem Hute, dessen Bandausputz vielleicht schon so oft erneuert worden ist, wie die Klinge und das Heft von Jeannot's Messer; das ist jetzt noch arm, unbekannt — und vielleicht in wenig Jahren schon wird es durch die Welt hinbrausen, wie ein Gewittersturm, und sie vielleicht in eben so große Aufregung versetzen! — In diesem stürmischen und wahnsinnigen Siegeslaufe wird es Leidenschaften, Wuth, Entzücken, Verzweiflung, Begeisterung, Muthlosigkeit und Kühnheit erwecken, wie gewöhnlich die Erscheinung solcher, von der Natur und dem Glück bevorzugter Theatergöttinnen. Wie viele Männer werden, nachdem sie sie gesehen und gehört, Essen und Trinken vergessen, sich an den Bettelstab bringen, ja vielleicht sogar ihr Leben auf eine verbrecherische Weise beenden; Andere wieder im Gegentheil, mit stolz erhobener, siegstrahlender

Stirn einherschreiten. Sie wird verwünscht, sie wird gesegnet, sie wird in den Abgrund der Hölle verdammt, sie wird zu den Sternen emporgetragen werden. Wer weiß, ob sich nicht unter Denen, die sie jetzt mit gleichgiltigen Blicken an sich vorbei gehen sehen, Einer befindet, der eines Tages an ihrer Thüre schluchzen und weinen, sie beschwören wird, ihr seinen Namen, sein Vermögen, seine ganze Existenz reichen zu dürfen, und den dieses kleine Mädchen, das jetzt, seiner durchlöcherten Stiefelsohlen wegen, so sorgsam jeder Pfütze ausweichen muß, stolz zurückweisen wird!"

Irenée von Tremeleu dachte am allerwenigsten daran, daß er sich mit diesen Betrachtungen sein eigenes Horoskop gestellt hatte.

Er folgte dem jungen Mädchen bis an den Anfang der Straße Chabrol.

Dort trat sie in eines jener großen, vielstöckigen Häuser, mit ungeheueren Fenstern, weiten Höfen, die man in neuerer Zeit zu dem ganz besonderen Zwecke erbaut hat, um speziell Maler und andere Künstler darin aufzunehmen — versteht sich, gegen deren gutes Geld.

Irenée von Tremeleu ließ durch vertraute Personen Erkundigungen einziehen, und nach zwei Tagen wußte er Alles über die junge Elevin des Conservatoriums, was er hatte wissen wollen.

Sie hieß Marianne Rupert; ihre Wiege war von der Nacht der Niedrigkeit verhüllt worden. Sie war im Centrum von Paris, in einer Mansarde der Straße du

Four-Saint-Honoré zur Welt gekommen. Ihre leibliche Mutter hatte sie nicht gekannt; da diese kurz nach ihrer Geburt gestorben. Die beiden ersten Gesichter, deren sie sich noch erinnerte, waren das eines kupferrothen, sehr heftigen Mannes — ihres Vaters, und einer Frau, die den ganzen Tag damit zubrachte, ihren Kopf mit allerhand Lumpen und Lappen aufzuputzen und sich die Haare vor einem Spiegel zu ordnen, — ihrer Stiefmutter. Das Rupert'sche Ehepaar hielt einen kleinen Laden von Stubenmaler- und Anstreicherutensilien: Pinsel, Farben, Firnisse u. s. w.

Nachdem die kleine Marianne einige Jahre in einer Schule barmherziger Schwestern zugebracht, wurde sie, sobald sie nur die erforderlichen Kräfte erlangt hatte, zu allerhand häuslichen Arbeiten verwendet: sie mußte das Haus und den Hof fegen, Gemüse zuputzen, Wolle zu Bettdecken und Matrazzen zupfen, Sonnabends das Messing- und Zinngeschirr reinigen.

Nach und nach bekam das Rupert'sche Ehepaar noch mehr Kinder, und in dem Grade, als die Familie sich vergrößerte, ward auch das Benehmen ihres Vaters roher und härter gegen sein ältestes Kind.

Am Tage vor dem, an welchem Marianne das erste Mal zum heiligen Abendmale gehen sollte, hatte ihr Vater ihr eine ungeheure Ohrfeige gegeben, und sie auch sonst noch abscheulich mißhandelt. Er war eben mit sehr erhitztem Kopfe von einem lustigen Gelage gekommen. Am andern Tage mußte sie mit einer mächtigen

Brausche an der Stirne zur Kirche gehen. Ihre Stiefmutter hatte ihr, aus einem alten weißen Kleide von sich, vielleicht ihrem Brautkleide, ein Communionkleidchen zusammengestoppelt; dazu hatte sie ihr Percalhandschuhe und pensée-farbene Stifeletten gegeben. Trotzdem die Kleine in ihrem Staate so ziemlich einem aufgeputzten Hunde glich, war sie doch so naiv, sich für die Schönste unter allen Schönen zu halten.

Mit zwölf Jahren mußte Marianne schon die grobe Wäsche besorgen; sie stand mit Tagesanbruch auf, um Wäsche am Brunnen zu spülen. Dann mußte sie in die Küche. Je nützlicher sie sich aber im Hause machte, je mehr nahm der Haß ihrer Eltern gegen sie zu. Sie zitterte an allen Gliedern, wenn sie nur von fern die Stimme ihres Vaters hörte.

„Komm einmal her!“ rief er ihr zu, „und sieh' an, was Du gemacht hast; — ist das gut? ist das ordentlich? — Piff! paff!

Verlangte sie etwas zu essen, so antwortete die Stiefmutter:

„Es thäte Noth, man hinge Dir gleich ein Sechspfundbrod an den Hals? Wenn Du Deine Arbeit beendigt haben wirst, sollst Du zu essen bekommen, eher nicht.“

Gar oft aber kam der Abend heran, ohne daß das arme Kind das Mindeste genossen hatte, denn die Stiefmutter hatte den Schlüssel zur Speisekammer in ihrer Verwahrung. In solchen Fällen mußte Marianne ihre

Zuflucht zur List nehmen. Da die Familie bei den verschiedenen Kaufleuten Credit hatte, so nahm sie zum Beispiel anderthalb Pfund Käse statt eines Pfundes, und verschlang das halbe Pfund heimlich unterwegs. Brodrinden, die für ihre Geschwister zu hart waren, und diese wegwarfen, las sie auf und verzehrte sie des Abends in ihrer Dachkammer, wohin sie kein Licht mit bekam.

Ihre Kleider hielten kaum noch auf dem Leibe zusammen; sie besaß nur ein einziges, und eine dreitheilige Haube. Die Strümpfe mußte sie tragen, bis sie von den Füßen fielen, und die Stiefmutter höhnte sie mit dem Sprüchwort: „Wo es einen Fuß giebt, ist auch eine Ferse dran.“

Endlich schien es, als ob sie gar nicht mehr zur Familie gehörte. Unter den niederen Volksklassen findet man häufiger eine plötzliche Umwandlung der Gefühle, jene seltsame Wendung der Zuneigung, die durch nichts gerechtfertigt wird. Eine erste, oft unüberlegte Rohheit führt gar bald eine zweite, eine dritte wirklich absichtliche herbei. Statt eine solche Ungerechtigkeit und Härte zu bereuen, durch um so größere Achtsamkeit auf sich selbst wieder gut zu machen, suchen sich die Eltern im Gegentheil durch eine Art wissentliche Selbsttäuschung zu rechtfertigen. Der Vater hascht nach irgend einem nachträglichen Grunde seines Zornes, und findet ihn natürlich auch. Von nun an wird das eine Gewohnheit; seine Stirn wird seinem Kinde gegenüber stets gerunzelt bleiben, denn ein Vater darf niemals zeigen, daß er Unrecht

hat; er wird jede Gelegenheit suchen, um seinem Zorne neue Nahrung zu geben, und diese Gelegenheit wird sich so oft finden, als er haben will. Die Zornsucht steigert sich, wie die Trunksucht; sie wird in Haß ausarten, und der Haß wird Grausamkeit erzeugen, und so steigt er nach und nach — weil er das erste Mal, wo er ein Unrecht gegen sein Kind beging, unfehlbar erscheinen wollte — bis zur Unmenschlichkeit, bis zur Verrücktheit herab. Wenn der Stolz bei den niederen Klassen einmal bis zur Verstocktheit getrieben wird, erzeugt er die schauderhaftesten Resultate der Erziehung, und bei gar manchem, von Natur gutherzigem, Kinde wird auf diese Art der Grund zum zukünftigen Bösewichte gelegt.

So war es denn auch, wenigstens in Bezug auf die Eltern, in der Familie Rupert; je mehr der Vater das Kind schlug, desto verhaßter ward es ihm. Die Ungerechtigkeit artete bei ihm in wahnsinnige Verblendung aus. Er fand wirklich alle Fehler an Mariannen, die er finden wollte, die Faulheit, die Dummheit, ja endlich auch sogar Häßlichkeit; so oft er sie sah, schrie er ihr zu, er hätte sie lieber niemals vor Augen haben wollen, und wenn er sie nicht sah, rief er sie wieder wüthend herbei. Nach und nach hatte er sich eine Schlußfolgerung geschaffen, die selbst ein dummes Vieh in Erstaunen gesetzt haben würde; er dachte:

„Da ich sie so oft und so heftig schlage, muß sie ein wahres Ungeheuer von einem Kinde sein.“

In Folge dieses sauberen Grundsatzes gab es in

Mariannens ganzer Kindheit nichts, was auch nur im Entferntesten einem Vergnügen, oder auch selbst nur einer Erholung ähnlich sah.

Des Sonntags Nachmittags erschien ihr melancholisches Köpfchen zuweilen auf einige Minuten an der Luke ihrer Dachkammer, um von da aus zuzusehen, wie andere Kinder miteinader spielten, lachten, sangen und sich lustig herum tummelten. Aber dieser Anblick erregte weiter nichts in ihr, als ein Gefühl des Staunens, daß es nicht allen Kindern so schlecht ergehe, wie ihr. Wehe ihr aber, wenn die Eltern, bei der Nachhausekunft vom Spaziergange mit den andern Kindern, sie so gaffend fanden; dann griff der Vater zu einem spanischen Röhrchen und schlug unbarmherzig auf sie los, um ihr, wie er sagte, den Faulheitsteufel auszutreiben.

Das ganze Stadtviertel wußte um diese Mißhandlungen und empörte sich darüber; aber Niemand aus der Nachbarschaft, weder der Bäcker gegenüber, noch der Fleischer daneben, noch der Perrückenmacher, wagte es, sich hineinzumischen, oder auch nur dem Viertelscommissair eine Anzeige davon zu machen, denn alle fürchteten sich vor Rupert's Rohheit, oder auch, seine Kundschaft zu verlieren, wenn sie ihn denuncirten.

Bei einer solchen Erziehung ist auch die entfernteste Spur von einer Charakterbildung eine Unmöglichkeit; sie hinterläßt nur schmerzliche Eindrücke auf den Geist, wie sie der Körper hat empfinden müssen, für die Geist und Körper allmählig zugleich abgestumpft werden; es bleibt

am Ende nur noch eine Art trauriges Gewohnheitsgeschöpf. Marianne begriff wohl so halb und halb, daß sie die Dienste eines Lastthieres im Hause verrichtete; daß das aber jemals besser, oder überhaupt anders werden könne, davon hatte sie keine Ahnung. In ihrer Intelligenz wie in ihrem Herzen herrschte die absoluteste Nacht; sie gab sich von Nichts Rechenschaft, sie hatte nicht Zeit dazu; sie liebte, sie haßte Niemand, nicht einmal ihren Vater und ihre Stiefmutter, sie fürchtete sie blos.

Wir können indessen einen charakteristischen Zug von ihr, das Resultat, oder vielmehr die seltsame Rückwirkung der Rohheiten und Mißhandlungen, die sie fortwährend zu erdulden hatte, nicht mit Stillschweigen übergehen.

In demselben Hause, ja sogar am Ende desselben Ganges, wohnte noch eine andere, sehr arme Familie, aus dem Manne, der Frau und einem kleinen Mädchen von ungefähr sechs Jahren bestehend. Der Mann arbeitete am Seine-Kai, die Frau besorgte die Aufwartung mehrer einzelner Herren — beide gingen daher in der Regel schon des Morgens zeitig aus, und kehrten erst am späten Abend heim. Sie ließen das kleine Mädchen allein zu Hause, mit einem Stückchen Brod und für einen Sous Milch zu seiner Nahrung. Gewöhnlich kam das Kind mit Beginn der Dämmerung, weil es sich im Dunklen allein fürchtete, schüchtern auf den Gang heraus und drückte sich an den Anfang desselben, um die Heimkunft seiner Eltern zu erwarten. Das Kind war häßlich, und sein ganzes Aeußere war ein Bild des Elends und Mangels.

Selbst im härtesten Winter hatte es nichts an, als ein dünnes, geflicktes Cattunkleidchen. Um sich vor der Kälte zu schützen, hielt sie fortwährend die Arme verschränkt und die Händchen unter die Achseln geklemmt. Der Ausdruck schmerzlicher Resignation in dem ganzen Wesen der armen Kleinen war kaum zu beschreiben. Nun denn, so oft Marianne an jener vorbeiging, verfehlte sie niemals, ihr einen Klapps oder einen Knuff zu versetzen, oder sie auf die Füßchen zu treten, so daß das arme Ding schreiend davon lief, sobald es Mariannen nur erblickte, und sie eben so fürchtete, wie diese ihren Vater.

Welch' eine heimliche Befriedigung konnte Marianne wohl darin finden, die grausame Behandlung, die sie zu erdulden hatte, wieder auf eine Andere zu übertragen? Es ist dies einer jener Züge der thierischen Natur im Menschen, die Grausen erregen; eine entsetzliche Schadenfreude, sich an dem Unschuldigen für erlittenes Weh zu rächen! Die Häßlichkeit der unglücklichen Kleinen, ihr melancholischer Ausdruck, der elende Anzug, nichts konnte Mariannen entwaffnen, die, wenn sie das Kind schlug, sich mit Befriedigung sagte: „So kann ich doch auch Jemand ein Leid zufügen!“

Marianne war ihrem dreizehnten Jahre nahe.

Sie schien eine einzige Liebhaberei zu haben: sie sang sehr gern. Alle Lieder, die ein alter Leierkastenmann täglich im Hofe des Hauses abgröhlte, behielt sie auf staunenswerthe Weise im Gedächtniß, ja, sie sang

sogar das, was sie schlecht und verstümmelt gehört hatte, ganz allerliebst wieder.

Die glockenreine Stimme und diese frühzeitige musikalische Anlage frappirte einen Musikprofessor, der im dritten Stocke desselben Hauses wohnte, und Marianne öfters auf der Treppe singen hörte. Er erbot sich gegen ihre Eltern, Mariannens Talent weiter zu entwickeln, und da er keine Bezahlung dafür verlangte, waren sie auch so gütig, darein zu willigen.

Täglich kam nun das Kind, nachdem es die gröbste Hausarbeit verrichtet, zum Professor, an dessen Pianoforte sie sich mit einer gemischten Empfindung von Schaam und Entzücken setzte; jede Unterweisung, jeden Ton, jedes Wort des Lehrers faßte sie mit jener Gier, jener Furcht, jenen weit geöffneten Augen, jenem verhaltenen Athem, jenen Schweißperlen auf der Stirn, welche das sicherste Zeichen eines wirklichen Berufseifers sind.

Mariannens Fortschritte waren so staunenswerther Art, daß der Musikprofessor sich zu einem, wegen seiner glücklichen Einfälle bekannten Musikverleger begab, und diesen ersuchte, zu ihm zu kommen und seine kleine Schülerin zu hören.

Marianne sang den beiden Männern vor, welche, obschon innerlich höchst befriedigt, sich wohl hüteten, nur das Mindeste davon merken zu lassen. Ganz besonders hatte sich der Musikverleger ein undurchdringliches Gesicht angeschafft; er saß da, die Hände auf den Stockknopf und das Kinn auf die Hände gestützt, den Kopf ein

wenig zur Seite geneigt, und blickte die Kleine so fest und scharf an, daß sie, wenn Marianne überhaupt, so lange sie sang, für irgend etwas Anderes, als die Musik, Sinne hatte, unbezweifelt hätte eingeschüchtert werden müssen; nur zuweilen markirte er den Takt mit seinem Fuße.

Nachdem Marianne fast eine Stunde gesungen, schickten die beiden Herren, ohne irgend eine Lobspende, ein Wort der Zufriedenheit oder die mindeste Liebkosung sie fort.

Marianne weinte bitterlich, und glaubte durchaus kein Talent zu haben.

Aber der Musikprofessor und der Musikverleger hatten eine sehr lange Conferenz miteinander, in deren Folge sich beide zu Mariannens Eltern begaben.

Dort ward zwischen den vier Personen ein höchst sonderbarer Vertrag geschlossen, wie deren jedoch in unserer Zeit leider nicht wenige geschlossen werden, oder mit anderen Worten: das Rupert'sche Ehepaar verkaufte Marianne für eine bestimmte Summe und für eine bestimmte Zeit, das heißt bis zu ihrer Mündigkeit.

Ohne Zweifel würden sie das Kind eben so gut für's ganze Leben verkauft haben, wenn die Gesetze es ihnen verstattet hätten.

Für diese bestimmte Summe verblieb Marianne bis zu ihrer erlangten Mündigkeit das rechtmäßige Eigenthum des Musikverlegers, der sich verpflichtete, das Mädchen zu erziehen, im Conservatorium unterzubringen, für ihr Auf-

treten auf der Bühne zu sorgen, Contrakte für sie abzuschließen und sie — wie man zu sagen pflegt — eine Carrière machen zu lassen; Alles auf seine eigene Gefahr und Kosten.

Dagegen gehörte alles Geld, was Mariannens Talent bis zu deren Mündigkeit eintragen konnte, also bis zu Ablauf des Contraktes, rechtmäßig und gesetzlich dem Musikverleger.

Marianne ward wie ein Grundstück behandelt, das für eine gewisse Reihe von Jahren verpachtet wird.

Möglicherweise konnte der Musikverleger auch einmal einen unglücklichen Einfall gehabt haben — aber er zeigte sich als ein glücklicher, Dank der kräftigen und wahrhaft künstlerischen Organisation der kleinen Marianne Rupert.

Der Handel konnte ein sehr schlechter werden — aber er ward ein ausgezeichneter; man mußte Krankheiten aller Art, die Gefahren des Wachsthums, der Körperentwickelung fürchten. Alles ging glücklich vorüber: die Elevin wuchs in Fülle der Gesundheit auf und die gefährlichen Jahre zwischen der Kindheit und der erlangten Jungfräulichkeit gingen, ohne irgend welchen nachtheiligen Einfluß auf ihre Stimme, vorüber.

Ja noch mehr: ein Umstand, auf den der Musikverleger bei'm Abschlusse des Pachtcontraktes gar nicht gerechnet hatte und der ihn mit höchstem Entzücken erfüllte, das war die wunderbare Entwickelung von Mariannens Schönheit. Sobald sie aus der elenden Dachkammer im

väterlichen Hause in eine freiere, gesundere Luft versetzt war, die kümmerliche Kost mit einer ihrem Berufe entsprechender Diät vertauscht hatte, ging eine völlige Umwandlung mit ihr vor: der Stempel der Leiden und der gedrückten Lage, der solchen Kindern des Volkes oft für's ganze Leben eine traurige Mitgabe bleibt, diese Blüthe der pariser Miasmen, jene ungesunde, unnatürliche Lustigkeit der schwarzen Häuser verlor sich gänzlich. Ihr, durch die Gewohnheit, fortwährend gescholten zu werden, gebeugter Kopf, erhob sich nach und nach, jemehr sich ihr die geheimnißvolle Aussicht auf eine glanzvolle Zukunft erschloß. Ihr kurzes, verwildertes, starres Haar verwandelte sich unter der Hand eines kunstgeübten Pflegers innerhalb eines Jahres in glänzende, seidenweiche Wellen. Ihre, nicht mehr von eisigem Wasser und beizender Lauge aufgerissenen, krebsrothen Hände überzogen sich mit den zartesten Fleischtönen; das Auge ward durch die Denkkraft belebt und das Lächeln der Freude färbte ihre schöngeformten Lippen mit frischem Purpur. Der Körper schoß elastisch und graciös empor, ihre Formen gewannen jene edle, classische Rundung, wie unter dem Meisel eines unsichtbaren Bildners.

In der ersten Zeit hatte sie selbst keine Ahnung von ihrer Schönheit; die ausschließlich artistische Bildung, der sie jeden Augenblick widmen mußte, ward eine moralische Wohlthat für sie.

Wir müssen aber auch sagen, daß der Musikverleger — wie man übrigens leicht denken kann — Mariannen

mit der Wachsamkeit einer spanischen Duenna hütete. Er hatte ihr eine zwar bescheidene, aber freundliche Wohnung in der Straße Chabrol gemiethet, und sie der Aufsicht einer sehr armen Anverwandten anvertraut, die demgemäß das höchste Interesse hatte, diesem Vertrauen auf das Gewissenhafteste zu entsprechen. Die Dame führte Mariannen regelmäßig in das Conservatorium und holte sie auch wieder dort ab; wenn Marianne zu Hause studirte, saß sie mit ihrer Näharbeit neben dem Pianoforte und verließ sie überhaupt, am Tage wie des Nachts, so wenig wie möglich.

Alles das konnte aber nicht verhindern, daß diese gute Person eines Tages von einem heftigen Rheumatismus befallen wurde, zu Hause bleiben mußte, und daß gerade an diesem Tage Irenée von Tremeleu Mariannen auf der Straße begegnete.

Irenée war, wie wir bereits gesagt haben, jung, reich und müssig — drei gefährliche Dinge, wenn sie zusammenkommen; er unternahm es also Mariannens Herz zu erwecken, und es gelang ihm.

Die Mittel, die er dazu anwendete, sind alt, wie die Welt: er grüßte, er sprach, er schrieb.

Während dem machte der Rheumatismus der Duenna die erwünschtesten Fortschritte — für die jungen Leute nämlich.

Irenée hielt das Ganze Anfangs für eine jener flüchtigen Liebschaften, wie er deren schon einige gehabt hatte; nach und nach übte aber Mariannens Unschuld und Rein-

heit, ihre sich immer bewundernswerther entwickelnde Intelligenz, ihre zunehmende Liebe und Begeisterung für ihre Kunst — in Verbindung mit den Begriffen von Ehre und Rechtlichkeit, die er selbst von seiner Familie geerbt hatte, — Alles das übte, wie gesagt, einen so mächtigen Eindruck auf sein Herz und seine Phantasie, daß Das, was er anfänglich nur für eine flüchtige Laune gehalten hatte, sehr bald zu einer wirklichen Leidenschaft anwuchs.

Auch Marianna ihrerseits empfand Liebe für Irenée, aber eben nur so viel, wie man bei einem ersten Verlieben empfindet, das heißt, mehr instinctive Neugierde und Wohlgefallen an der ersten Huldigung, die ihr in ihrem Leben zu Theil ward, als wahrhafte Liebe, und darum blieb auch ihr Verhältniß ein sittlich reines.

Nachdem Marianne Rupert nach und nach in einer Reihe von Privatconcerten einen außerordentlichen Beifall erworben, legte sie in ihrem siebzehnten Jahre zum ersten Male den Purpur der Primadonna an, und trat auf dem italienischen Theater auf.

„Ganz Paris war zugegen," wie sich die Zeitungsschreiber in obligater Weise auszusprechen pflegen, und der Himmel weiß es, ob dies ganze Paris geeignet ist, ein junges Gehirn schwindlich zu machen! Diesen buntschimmernden Uniformen, diesen schwarzen Fracks und weißen Kleidern, diesen von Diamanten bedeckten, blendenden Schultern, diesen mit Lichtfunken durchstreuten Haaren, diesen entblößten, auf dem Sammt der Logenbrüstung ruhenden Armen, diesem Lichterglanz, diesem

lauschenden Schweigen gegenüber, unter dem Kreuzfeuer dieser, kleinen Kanonen ähnelnden, Doppelgucker, fühlte das Kind der Straße du Four-Saint-Honoré, plötzlich eine solche Herzerschütterung, das Blut schien so gewaltsam aus allen Poren dringen zu wollen, daß es einige Secunden die Augen schließen mußte. Aber eine siegreiche Anstrengung der Willenskraft verscheuchte diese Lähmung sehr bald. Gleichsam sich selbst zürnend, trat Marianne in fester Haltung drei Schritte gegen die Rampe vor, gab dem Orchesterdirigenten, dessen Stäbchen erwartungsvoll in der Luft schwebte, durch einen Augenwink ein Zeichen und intonirte ihre Auftrittsarie mit einer Energie und einem Schmelz der Stimme, vor dem die blasirtesten Theaterhabitués entzückt auf ihre Sitze zurücksanken.

Bevor noch die Schlußcadenz wie eine Schnur Perlen abgerollt war, erdröhnte der ganze Saal von einem donnernden Applaus.

Schon nach dem ersten Akte erfolgte Hervorruf, ein Regen von Blumen, und dann hundert mehr oder weniger entzückte Discussionen im Foyer, kurz, die gewöhnliche Begleitung eines pariser Triumphes.

Als Marianne nach dem ersten Akte wieder in ihr Ankleidezimmer trat, sank sie wie vernichtet in einen Armsessel, und flüsterte vor sich hin:

„Lebe ich denn wirklich?“

So verharrte sie stumm, unbeweglich, eingehüllt in die goldenen Morgenwölkchen ihres aufgehenden Ruhmes,

bis ein lauter Seufzer, dicht neben ihr, sie aus ihrer Verzückung weckte.

Es war Irenée von Tremeleu.

Marianne hatte ihn ganz vergessen! —

Auf dem Anschlagzettel hatte sich die französische Marianne in eine italienische Marianna verwandelt; es war dies wieder einer von den Einfällen des Musikverlegers. Sie ließ ihn gewähren, denn er war in seinem Rechte. Eben so ließ sie ihm ein Engagement in's Ausland für sie contrahiren, denn nach der Ansicht des Musikverlegers, genügte die von dem glänzendsten Publikum Europa's erhaltene Weihe, um einen Triumphzug durch dasselbe zu unternehmen. Hauptsächlich aber wollte er sie vor den Anfechtungen gewisser spekulativer, über eben so glückliche Einfälle, wie er, brütender Leute, bewahren, mit denen Paris ja vorzugsweise gesegnet ist.

Aber so wachsam, thätig und eifrig sich der Musikverleger auch bewies, konnte er doch nicht verhindern, daß gewisse Huldigungen vor Marianna's Abreise nach London, zu ihren Augen und Ohren gelangten. Die Börsenmänner, diese ewigen Versucher, die Journalisten und die großen Herren aller Nationen, stiegen auf die Bühne herab und drängten sich zwischen Gasbrennern der Coulissen, um dem modernen Idol in größerer Nähe ihre Weihrauchopfer darzubringen. Ihr Ankleidezimmer war jeden Abend mit den prachtvollsten Bouquets angefüllt, welche die pariser Treibhäuser nur hervorzubringen vermochten, und trotz der wiederholten strengen Verbote,

ließ die Ankleiderin, aus scheinbarem Versehen, Präsente und Billets doux, von modernen Turcarets und Moncade, auf dem Toilettentische umherliegen.

Marianne hatte ihre bescheidene Wohnung in der Straße Chabrol noch immer inne, doch war die zu rheumatischen Anfällen so geneigte Duenna durch eine andere, gesünder organisirte, ersetzt worden. Aber trotz alle dem wußten die Versucher auch dahin den Weg zu finden. Der Theaterdiener hatte jeden Morgen an- und wieder abzusagen — einen Vorwand mußte er natürlich haben, — und jedesmal war er mit einer Fracht von Visitenkarten, Briefchen und allerhand Kleinigkeiten versehen, gegen die die Duenna nichts einwenden konnte — oder wollte.

Unter den Karten, die sich am hartnäckigsten im Ankleidezimmer des italienischen Theaters und in der Straße Chabrol präsentirten, bemerkte Marianne besonders die eines jungen Mannes, Namens Philipp Beyle.

Auch Irené hatte diese Karte bemerkt.

Wir möchten es gern mit feurigen Buchstaben niederschreiben: Unter allen Qualen und Martern, welche der unsterbliche Florentiner in seinem Höllengesange geschildert hat, giebt es keine, die nur im Entferntesten mit dem Verliebtsein in eine Theatergöttin zu vergleichen wäre. Alle die Thränen und das Blut, welches seit Erfindung des Theaters, um dieser schimmernden Feen willen, vergossen worden ist, würden das Becken des Genfersees ausfüllen können!

Von dem Augenblicke an, wo Irenée den Gegenstand seiner Anbetung zum ersten Male im Scheine eines Kronleuchters bestrahlt gesehen hatte, war ihm eine Ahnung der Leiden aufgegangen, die ihm bevorstanden. An dem Abende warf er einen Blick des tödtlichsten Hasses auf den ganzen Saal; er begriff, daß nun ein erbitterter Kampf auf Tod und Leben, zwischen ihm und dem Publikum, beginnen müsse.

Da seine und des Musikverlegers Gedanken in diesem Punkte, wenn auch aus verschiedenen Motiven, so ziemlich übereinstimmten, so betrieb er Marianna's baldige Abreise nach London.

Marianna — wie wir sie fortan nennen müssen — verließ Paris nicht ohne ein gewisses Bedauern; es ward ihr schwer, so bald schon von ihrem Publikum zu scheiden, und trotz aller möglichen Raisonnements, welche die Liebe Irenée einflüsterte, zürnte er ihr doch ein Wenig wegen dem, was er ihren Egoismus nannte.

Wir müssen es leider sagen, daß Marianna, außer durch ihr Talent und ihre wunderbare Schönheit, sich noch in Nichts über die gewöhnlichen Frauen erhob. Ihr Geist mußte erst noch hervorgerufen, ihre Seele erst noch belebt werden. Man konnte ihr also diesen ersten Rausch ihrer geschmeichelten Eigenliebe nicht zum Verbrechen anrechnen. Wie hätte sie auch übrigens Irenée's Befürchtungen theilen sollen, da die geöffneten Pforten des Kunsttempels sie nur eine Glück, Glanz und Ruhm spendende Zukunft erblicken ließen?

Eine dringende Familienangelegenheit macht es Irenée unmöglich, mit Marianna zugleich nach London zu reisen; er war genöthigt, noch einen vollen Monat in Paris zu verweilen.

Dieser Monat sollte ihm verderblich werden.

Die erste Karte, welche Marianna gleich am zweiten Tage nach ihrer Ankunft in London erhielt, war die des Herrn Philipp Beyle.

Herr Philipp Beyle war keineswegs, wie Irenée, ein tieffühlender, discreter, gesetzter junger Mann. Sein, übrigens höchst einnehmendes Aeußere, verkündete gute Laune, Lebenslust, Verwegenheit. Er war groß und schön gebaut, sprach laut und bewegte sich rasch. In seiner Haltung, seinem ganzen Wesen lag ein gewisses Etwas, das an die Gattung jener militairischen Höflinge aus der Zeit Ludwigs XIII. erinnerte.

Seine Absicht auf Marianna gab er sogleich offen und laut kund. Es war dies ein treffliches Mittel, um seine Nebenbuhler, wenn auch nicht ganz aus dem Felde zu schlagen, doch aber sehr einzuschüchtern, — denn was auch die zarten Frauenherzen dagegen einwenden mögen, auf dem Felde der Liebe wie der Litteratur, führt Unverschämtheit weit öfter zum Siege, als Bescheidenheit. Die Mehrzahl der Frauen wird sich leichter im Sturme erobern lassen, als durch die gefühlvollsten Huldigungen.

Und dieser Mehrzahl gehörte eben Marianna an.

Es ward ihr daher ganz unmöglich, am Ende, das heißt nach einigen Tagen, die Aufmerksamkeiten des selt-

samen jungen Mannes, der ihr jeden Morgen und jeden Abend glühende Liebesbriefchen in Begleitung der auserlesensten Blumen schickte, der im Theater sein Lorgnon nicht von ihr abwendete, den sie sicher war, auf allen ihren Wegen zu treffen, sobald sie nur auszugehen wagte, nicht zu bemerken.

Eine solche halsstarrige, freche Belagerung, die ihr mit gutem Rechte zuerst sogar als eine Impertinenz erschien, hatte die progressiven Resultate, sie erst in Zorn zu versetzen, dann zum Lachen zu bringen und schließlich — sie zu rühren.

Sie verglich Philipp Beyle's kühne und heitere Physiognomie mit dem ewig bekümmerten Ausdrucke in Irenées Zügen. Philipp's, zwar ein wenig vulgaires, aber doch hinreißendes, jede Besonnenheit verbannendes Benehmen wirkte berauschend auf sie, wie ein zu starker Wein. Sie wollte lieber froh uud frei geliebt sein, wie melancholisch; ohne sich selbst genaue Rechenschaft geben zu können, glaubte sie, von diesen beiden Männern sei derjenige der Ueberlegenere, der die Liebe auf despotische Weise begehrte, statt sie in aller Demuth und Bescheidenheit zu erwarten. Endlich aber empfand Marianna eine viel zu hohe Achtung vor Irenée, um ihn heiß lieben zu können. Es mag grausam sein, so etwas auszusprechen, nichtsdestoweniger ist es aber doch die Wahrheit.

Genug, Marianna, die dem zärtlichsten Schmachten Irenée's Widerstand geleistet, ward die Beute von Philipp Beyle's kühner Verwegenheit.

Sie war damals gerade achtzehn Jahre alt.

Philipp zählte etwa achtundzwanzig Jahre. Er war geistreich und wußte seine tollsten Raisonnements mit dem Anschein von Vernunft zu umkleiden. Mehrmals war er schon wohlhabend, ja sogar reich gewesen, und jedesmal hatte er seinen Reichthum wie leere Nußschalen zum Fenster hinausgeworfen. Er begriff nicht, daß man nur halb reich sein könne; er wollte es ganz, oder gar nicht sein, und ging seiner Zukunft mit der Sicherheit eines einzigen Erben eines Millionär's entgegen, der einen unbeschränkten Creditbrief an alle Bankhäuser der Welt hat.

Seine Eltern, die Großhändler in der Normandie gewesen waren, hatten ihm erst zu einer Auditeurstelle im Staatsrathe verholfen, die ihm wiederum die Salonthüren der Finanzwelt und des Hofes Ludwig Philipp's geöffnet hatte. Mehr verlangte er vor der Hand nicht. Sein Instinct, oder richtiger, sein richtiger Geschmack, entfernte ihn von der Adelsaristokratie, deren Rolle er bald für alle Zeit ausgespielt glaubte. Nachdem er gerade so lange im Staatsrathe geblieben war, um mit Anstand Gehen, Stehen und Sitzen zu lernen, beschloß er einen Ausflug durch Europa zu machen, und bewarb sich um irgend eine Gesandtschaft. In Folge hoher Protectionen, besonders aber vieler Wahlbelästigungen erlangte er von der Regierung eine nichtsbedeutende Mission, oder auch Commission, die ihm endlich auch die Thüren der diplomatischen Kabinette erschloß.

Zu dieser Zeit ließ sich die Meinung der Welt über Philipp Beyle am besten mit den Worten jener Leute wiedergeben, die mit bedeutungsvollen Augenblinzeln sprachen:

„O! für Den ist mir nicht bange; der wird schon seinen Weg in der Welt machen!“

Während seines Streifzuges durch verschiedener Herren Länder und Höfe hatte er sich in der That eine zwar etwas rohe, aber doch ziemlich gesunde Ansicht über die Menschen und über ihr Treiben erworben.

Was die Frauen betraf, so schien ihm von der Natur die Gabe verliehen worden zu sein, sie erst zu bezaubern und dann sich zu unterwerfen.

Es soll damit keineswegs gesagt sein, daß er nicht eben so gut, wie alle Männer, dieses verführerische Geschlecht geliebt, für dasselbe gelitten, es verwünscht und verflucht hätte; er war zu intelligent, um nicht erst das Opfer desselben gewesen zu sein, bevor er dessen Henker ward, allein er pflegte zu sagen: die Zeit seines Noviziats sei nunmehr längst vorüber.

Uebrigens war er auch ja dem Alter nahe, wo, nach dem Ausspruche eines Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, das Herz des Mannes, das aus einem berauschenden Leben die bittersten Lehren davongetragen hat, entweder bricht, oder zu Erz verhärtet.

Philipp Beyle fühlte fast jeden Tag mehr und mehr, daß er in die letztere Kathegorie gehöre.

Dies war der Mann, den Irenée bei seiner Ankunft

in London auf dem Kampfplatze fand, um ihm Mariannens Besitz streitig zu machen, oder vielmehr, sich in demselben zu behaupten.

Irenée's erster Gedanke war, sofort wieder nach Paris zurückzukehren, und ein Glück wäre es für ihn gewesen, wenn er diesen Gedanken ausgeführt; aber er hatte nicht die Kraft und den Muth dazu. Während der einmonatlichen Trennung hatte er tausend reizende Projekte gebildet, sich in die Zukunft — auf ein ruhiges, poetisches Dämmerleben vertieft, und so seine Liebe durch alle Mittel der Phantasie immer mehr gesteigert. Er wollte diesen, so lange und so sorgfältig gepflegten, himmlischen Träumen nicht in einer einzigen Stunde entsagen, nicht so leicht auf ein Glück Verzicht leisten, das er mit seinem Herzblute genährt, mit allen Strahlen seiner Einbildungskraft vergoldet hatte. Er bot die allerseltsamsten Raisonnements zu seiner Hilfe auf, regte sich selbst zu den paradoxesten Hoffnungen an. Vergebens breitete die persönliche Würde und Achtung vor sich selbst ihren schönen Marmorarm schützend über ihn aus; er stieß ihn gewaltsam zurück und versenkte sich ganz in seinen so liebgewonnenen und doch so schmerzlichen Irrthum.

Irenée blieb in London. Während der ganzen Dauer der Opersaison konnte man ihn jeden Abend regelmäßig im Theater sehen, auf demselben Platze, die Augen unverwandt auf die Bühne gerichtet, sobald Marianna auf der Bühne erschien, und, die Stirn, theilnahmlos für alles Andere, in die Hand gestützt, sobald sie verschwunden war.

Dulde, armer junger Mann! schlage Deine Augen nieder, damit man nicht den Glanz der Thränen darin zittern sehe! Lasse immerhin Deine Finger krampfhaft an den Kehlkopf fassen, um die aufsteigenden Seufzer wieder hinabzudrücken! Lasse Deine Seele sich unter den schwermuthsvollen Accorden der großen Tonschöpfer aushauchen!

Leide und dulde! Du stehst in dem Alter der Leiden. Biete muthig Dein Herz den Schwertern dar, die nach ihm zucken und bereit sind, sein Blut zu vergießen!

Man wird vielleicht von der Scene überrascht sein, die wir zu schildern versuchen wollen, und dennoch können wir versichern, daß sie durchaus wahr ist, daß sie sich vielfältig im Leben wiederholt, wenn auch unter sehr verschiedenen Formen, und daß Jeder, der sich die Mühe geben wollte, nach ähnlichem auszuschauen, deren nur zu leicht finden würde.

Eines Tages erschien Irenée von Tremeleu bei Philipp Beyle, dem er bis dahin noch nie anderswo, als in dem Theatercorridor begegnet war, wo sie ihre Blicke nur nach Art der Leute von Welt gewechselt hatten, das heißt: kalt und scheinbar gleichgiltig.

„Mein Herr," hob Irenée nach höflicher Begrüßung an, „allem Vermuthen nach haben Sie einen Besuch von mir früher oder später erwartet, denn unmöglich kann Ihnen unbekannt geblieben sein, welcher Art und wie stark die Gefühle sind, die mich an Marianna fesseln. Sie haben einen Vortheil über mich errungen, welchem

gegenüber jeder verständige Mann seinen Ansprüchen freiwillig entsagen sollte; ich aber bin kein verständiger Mann, ich bin einzig nur ein Liebender. Nach solcher Beleuchtung unserer beiderseitigen Stellung sollte man meinen, es gebe nur noch ein Mittel, um unsere Streitfrage zu erledigen; und dennoch werde ich nicht zu diesem Mittel meine Zuflucht nehmen. Nein, ich werde nicht die Albernheit begehen, von den Wechselfällen einer brutalen Ausforderung eine Bevorzugung zu erwarten. Es ist überflüssig, daß ich Ihnen gegenüber diesen Entschluß erst zu rechtfertigen suche: mehrere, sehr ernste derartige Händel stellen meine Ehre und Würde hinreichend vor jedem Verdacht sicher."

Philipp Beyle machte eine stumme, bestätigende Verbeugung, obschon er einen Ausdruck des Staunens nicht aus seinen Zügen zu verbannen vermochte.

„Der Zweck meines Besuches," fuhr Irenée fort, „ist weit einfacher, und sogar den Gesetzen der wahrhaften Ehre weit angemessener; er besteht darin, Sie ganz offen und gerade zu fragen, ob Sie Marianna eben so heiß zu lieben glauben, wie ich sie liebe, und ob Sie entschlossen sind, für Ihr Glück und Ihre Zukunft eben so viel zu thun, als ich thun will? Ich weiß wohl, daß diese Frage das höchste Erstaunen bei Ihnen erregen muß, allein ich weiß auch, daß die allersonderbarsten Schritte jeden Schein der Lächerlichkeit verlieren, wenn der Zweck ein ehrenhafter ist, und wenn sie offen und schlicht gethan werden. Hören Sie also, was ich fest entschlossen bin,

für Marianna zu thun, wenn Marianna mich des Glückes würdigen wollte, die Meinige zu werden: ich würde vor allen Dingen den schmachvollen Vertrag lösen, der sie an jenen Kunstwucherer fesselt, so große Geldopfer auch der Reukauf erheischen möge; ich würde sie einem Gewerbe entreißen, das ebensowohl die Schamhaftigkeit verletzt, als die zartesten Seelenregungen zerstört; endlich, und obgleich es mir jetzt durch unvorhergesehene Familienereignisse nicht mehr gestattet ist, die Heirathsprojekte auszuführen, die ich noch vor drei Monaten hegte, bin ich doch nichtsdestoweniger entschlossen, ihr meine ganze Existenz zu widmen; ich werde mit ihr im Auslande, unter irgend einem ihr beliebigen Himmelsstriche leben, im Schooße des Luxus, mit dem es mir sehr leicht werden wird, sie zu umgeben, und im Vergessen einer Vergangenheit, für welche der Himmel, weniger unerbittlich als die Welt, alle Schätze der Vergebung aufbewahrt hat. Das würde ich thun, mein Herr, und würde dabei glauben, immer noch nicht genug gethan zu haben, denn ich liebe Marianna fast eben so sehr, wie die Ehre. Als ich zu Ihnen hierher kam, und meine Worte eines jeden Gepräges von Feierlichkeit zu entkleiden suchte, da hoffte ich — ich bekenne es offen, — daß Sie Ihre Liebe der meinigen in Ihrem Gewissen einander gegenüberstellen und beide streng abwägen würden. Wir gehören beide einer und derselben Generation, huldigen, so viel ich weiß, beide denselben socialen Gesetzen, und es kann daher kein Grund zum Hasse zwischen uns stattfinden.

Prüfen Sie also meine Frage mit kaltem Blute, und beantworten Sie dieselbe mit Ehrenhaftigkeit; erforschen Sie Sich selbst, ob Sie aller der Opfer fähig sind, die Mariannen zu bringen, ich bereit bin — vor allen Dingen aber erwägen Sie auch, daß, weniger als ich für sie thun zu wollen, zugleich ein Bekenntniß ist, um wie viel schwächer Ihre Liebe ist, als die meine."

Irenée hatte geendet und schwieg erwartungsvoll.

Auch Philipp Beyle schwieg mehrere Minuten, aber aus Verlegenheit, wie man sehr begreiflich finden wird. Diese Sprache seines Nebenbuhlers hatte ihn fast gerührt, und seine erste Regung war gewesen, Irenée herzlich die Hand zu reichen. Das wäre gut und seiner würdig gewesen. Allein Philipp Beyle hatte sich bereits zu sehr in den Katechismus der Diplomatie einstudirt, dessen Hauptgesetz ist: sich niemals von seiner ersten Regung hinreißen zu lassen.

Uebrigens hatten einige Worte, die Irenée unvorsichtigerweise in Betreff des Luxus, mit welchem es ihm leicht werden würde, Mariannen zu umgeben, Philipp Beyle's Empfindlichkeit gereizt, und ein instinctives Gefühl des Unterschiedes, den Irenée's Adelswappen, trotz dessen Vorurtheilslosigkeit, zwischen ihnen hervorrief, seine Eitelkeit verletzt. Hinter dem Liebhaber witterte er den reichen Edelmann. Diese Gedanken trugen den Sieg davon, und der edle Entschluß, der schon leise in ihm aufzudämmern begonnen, erlosch augenblicklich.

Er suchte und fand eine Antwort, die die Wange des Gegners fast mehr zu röthen vermag, als eine Ohrfeige.

„Mein Herr," versetzte er mit höflicher Kälte, „ich achte den Schritt, den Sie soeben bei mir thun, und fühle mich geehrt dadurch; allein Sie werden mich entschuldigen, wenn ich Ihnen nicht auf das Terrain folge, auf das Sie mich rufen. Ich bin ein Wenig erfahren in Betreff der Liebesgefühle, und hege die unmaßgebliche Meinung, daß das Glück einer Person vielmehr von Der abhängt, welche liebt, als von Demjenigen, der sie liebt. Eine jede andere Ansicht dürfte denn doch eine etwas egoistische sein. Seien Sie also ganz unbesorgt über die Zukunft der Mademoiselle Marianna; sie ist bei mir in eben so sicheren Händen, wie bei Ihnen."

Irenée antwortete nicht; er grüßte und verließ das Zimmer.

Ein ganzes Jahr lang hörte weder Marianna noch Philipp Beyle mehr von ihm sprechen.

Während dieses einen Jahres war Philipp Beyle's Liebe zu Marianna erloschen, und Marianna's Liebe zu Philipp Beyle hatte sich verdoppelt.

Philipp hatte mehr auf eine öffentliche, eclatante Liaison mit Mariannen, als auf eine wirkliche, innige Liebe gerechnet; er hatte mit seiner neuen Geliebten, mit der allgefeierten Sängerin, prunken und Aufsehen erregen wollen, wie man mit einem seltenen Diamanten oder einem ausgezeichneten Renner Aufsehen erregt.

Marianna täuschte seine Berechnungen.

Statt des strahlenden, außergewöhnlichen, vom Dämon der Liebe besessenen Weibes, das er in ihr zu finden oder aus ihr zu bilden, sich geschmeichelt hatte, fand er nur ein still und innig liebendes Weib. Sie floh die Welt, und nur mit höchster Mühe konnte er sie bewegen, zwei- oder dreimal mit ihm in Gesellschaft einiger Freunde zu soupiren.

„Eben so gut hätte ich mich in ein kleines Bürgermädchen verlieben können!“ dachte er verdrießlich, wenn er sie stundenlang am Flügel sitzen sah, von dem nichts sie losreißen konnte.

Marianna besaß in der That jene Ruhe und Heiterkeit, welche aus einem vollkommenen Vertrauen in den Geliebten hervorgeht. Der Gedanke an die Möglichkeit eines Treubruches erschien ihr mehr als lächerlich, denn sie beurtheilte Philipp's Herz nach dem ihrigen, — eine gefährliche Schlinge, in der sich die Mehrzahl der Frauen fangen lassen. Hatte sie ihm nicht Alles aufgeopfert, selbst ihre erste und edelste Neigung? Konnte sie sich, trotz ihrer heißen Liebe zu Philipp, so ganz und gar über die Vorzüge verblenden, die Irenée vor ihm auszeichneten, und mußte sie das nicht in dem Begriffe von der Größe ihres Opfers bestärken?

Diese Betrachtungen, die sie nur ein einziges Mal angestellt, hatten genügt, ihre Ruhe sicher zu stellen.

Aber trotz aller dieser Ruhe konnte es doch nicht fehlen, daß sie endlich Philipp's Mißstimmung, und, als

deren Folge, das Erkalten seiner Liebe bemerkte. Nur ganz allmälig, so zu sagen Strahl für Strahl, ging ihr dieses fürchterliche Licht auf.

Alles aber, was Irenée bisher durch sie gelitten, das hatte sie von da an zu erleiden, und noch tausendmal mehr.

Dieser Zustand ihres Herzens blieb natürlich nicht ohne nachtheilige Einwirkung auf ihre Kunst; ihre Stimme klang angegriffen, ihr Spiel verlor an Sicherheit und Feinheit.

Der darob bestürzte Musikverleger eilte herbei, überhäufte sie mit Vorwürfen und Wehklagen, beschuldigte sie der Undankbarkeit, und hatte endlich die Dreistigkeit die Ursachen dieses so frühzeitig schon beginnenden Verfalls in ihrem Privatleben suchen zu wollen. Die Schaamröthe der Empörung auf der Stirn, wendete sich Marianna zu Philipp Beyle, als wolle sie diesen auffordern, sie einer solchen Beschimpfung zu entziehen.

Aber Herr Philipp Beyle war nicht reich genug, um den Reukauf zu zahlen und die Fesseln dieser cynischen Bevormundung zu zerbrechen. Er begnügte sich damit, das Einzige zu thun, was in seiner Macht stand, das heißt: den sclavenhändlerischen Musikverleger bei'm Kragen zu packen, zur Thüre hinaus zu werfen und einen großen Theil der Treppe mehr hinfliegen, als hinabsteigen zu lassen.

Wie man zugeben wird, eine sehr schlechte Art von Revanche, die er seiner Geliebten verschaffte.

Noch leichter wird man aber begreifen, daß von dem früheren, ungetrübten Glücke zwischen Philipp und Marianna nur noch sehr selten, und in sehr vermindertem Grade, eine Spur auftauchte.

Der einzige Beweggrund, der Philipp abhielt, offen mit Marianna zu brechen, war die Erinnerung an jene Unterredung mit Irenée, in welcher ihn die Eitelkeit verleitet hatte, sich gewissermaßen mit seiner Ehre für Marianna's Geschick zu verbürgen. Die Eitelkeit war der hervorstechendste Zug seines Charakters, und somit sah er sich durch eine Verbindung gefesselt, die er jeden Tag mehr und mehr verwünschte. Er war zwar fest entschlossen, dieses Weib nicht zu verlassen; aber alles, was er irgend thun konnte, damit Marianna ihn verlasse, das that er.

Ach! diese offene Gleichgiltigkeit und Kälte, dieser Ueberdruß, ja sogar Rohheiten, hatten ein ganz anderes Resultat, als Philipp damit beabsichtigte.

Marianna war nur in Philipp verliebt gewesen, jetzt ward sie förmlich in ihn vernarrt.

Von dem Range einer Geliebten, sank sie zu dem einer Sclavin herab.

Er ward besiegt und ergab sich in sein Schicksal, seine Freiheit nur noch von einem glücklichen Zufall erwartend.

Nach Ablauf von Marianna's Engagement an Covent-Garden, berief der Wille des Musikverlegers sie zu einem Cyclus von Gastvorstellungen nach Brüssel.

Sie war damals sehr ermüdet und angegriffen. Philipp Beyle begleitete sie, ganz mit der melancholischen, langweiligen Haltung eines blasirten Ehemannes.

In Brüssel suchte er ein anderes Verfahren einzuschlagen: er machte sich seltener; oft vergingen zwei, drei Tage, wo er sich nicht bei Marianna blicken ließ. Dagegen wußte er geschickt das Gerücht mehrerer neuen Liebesintriguen, die er angeknüpft, zu verbreiten, ja er trieb sogar die Unverschämtheit so weit, mit einer seiner neuen Eroberungen in offener Theaterloge zu erscheinen.

Thränen, Kummer und halbe Nächte vergeblichen Harrens brachten Marianna's Kräfte immer mehr herunter.

Eines Abends war sogar im Theater gepfiffen worden.

Philipp, der dieser Vorstellung gerade in heiterer und galanter Gesellschaft beiwohnte, konnte sich eines peinlichen Gefühles nicht erwehren und ergriff den ersten, besten Vorwand, um seine Loge zu verlassen.

Die erste Person, der er sich auf dem Logencorridor gegenüber sah, war Irenée von Tremeleu.

Dieser sah ihn, sehr bleich, obschon höchst ruhig, fest und starr in's Gesicht und ging dann an ihm vorüber, ohne ihn zu grüßen.

Philipp riß einen Handschuh in Fetzen und stürzte hinaus, um in freier Luft Athem zu schöpfen.

Und diesen selben Abend war er nach der Vorstellung wieder bei ihr.

Philipp saß schweigend und finster auf dem Sopha, während Marianna sich die Haare in Wickeln drehete.

„Sie sind traurig, Philipp,“ sagte sie nach langer Pause, „weil einige Laffen sich ein unartiges Späßchen erlaubt haben. Pah! — ich habe kaum darauf geachtet! — Kennen Sie die Launen des Publikums noch so wenig? — Und dann, ich weiß ja noch nicht einmal, gewiß, ob der Pfiff wirklich vom Saale ausgegangen ist; der Maschinist, der gutherzigste Mensch von der Welt, wollte mir beweisen, daß er selbst unwillkürlich gepfiffen habe, wie er es stets bei'm Decorationswechsel zu thun pflegt. Finden Sie diese Ausrede, um mich zu trösten, nicht eben so naiv, wie rührend, Philipp?“

Und sich zu ihm wendend, zeigte sie ihm ein Gesicht, in welchem der Mund lächelte, während die Augen sich bemüheten, eine Thräne zurückzuhalten.

Aber Philipp Behle sah dies Gesicht nicht.

Er sah überhaupt nichts.

Sein Blick haftete stier und todt am Fußteppich, er dachte nur an Irenée's unerwartete Begegnung.

Er frug sich, was seine Gegenwart in Brüssel wohl zu bedeuten haben könne.

Er sollte darüber nicht lange in Ungewißheit bleiben, denn schon am anderen Morgen erschienen zwei Herren in seinem Zimmer, deren einer ihm folgenden Brief im Namen des Herrn von Tremeleu überreichte:

„Mein Herr!

„Es giebt etwas in der Welt, worüber Sie jetzt „unmöglich mehr in Zweifel sein können, nämlich, daß

„ich es anders angefangen haben würde, um das Glück
„der Mademoiselle Marianna Rupert zu sichern, wie Sie.

„Nachdem Sie die Liebe des Weibes mit Füßen ge-
„treten, stehen Sie im Begriff, auch die Carrière der
„Künstlerin zu zerstören.

„Ihr eigenes Gewissen wird Ihnen sagen, welch einen
„Namen Ihr Betragen verdient, und wenn Sie ihn auf-
„gefunden haben werden, dann werden Sie hoffentlich auch
„begreifen, welche Art von Genugthuung ich von Ihnen
„erwarte.

„von Tremeleu."

Nach Lesung dieses Briefes nahm Philipp Beyle mit den beiden Zeugen die üblichen Verabredungen, und die Bedingungen des Zweikampfes wurden festgestellt.

„Ein Duell! — so sei es denn!" sprach Philipp tief aufseufzend. Er fühlte seine Brust von der Centnerlast erleichtert, vor einem Anderen ferner erröthen zu müssen.

Voller Ungeduld begab er sich daher zur verabredeten Stunde auf den Kampfplatz, wo er der erste war.

Wie groß war aber sein Erstaunen, als er nach einiger Zeit die beiden Zeugen des Herrn von Tremeleu allein ankommen sieht.

Irenée hatte kaum eine Stunde vorher die telegraphische Nachricht von Paris erhalten, daß sein Vater urplötzlich lebensgefährlich erkrankt sei, und er keine Minute Zeit zu verlieren habe, wenn er ihn noch am Leben treffen

wolle. Irenée ließ nur einige Zeilen für seine Zeugen zurück, um sie von dem, was geschehen, zu benachrichtigen, und warf sich dann in den Waggon.

Philipp Beyle kannte die Gesetze der Ehre zu gut, um sich vor einem Hemmniß solcher Art nicht zu beugen, und seiner Ungeduld vor der Heiligkeit eines solchen Beweggrundes nicht Schweigen zu gebieten.

Das Duell der beiden Nebenbuhler mußte demnach nothgedrungen vertagt werden.

V.

Diese Erzählung, in welcher wir weder die persönlichen Betrachtungen noch die Details gespart haben, die sich mit unserm Privilegium als Erzähler vertragen, theilte Irenée Herrn Blanchard natürlich viel kürzer und gedrängter mit; was dadurch verloren ging, ward dagegen durch den Gesichtsausdruck, die Gesten und durch jene Unterbrechungen, durch jene stummen Pausen ergänzt, die, besser als Worte, von der Tiefe des Gefühles und der feierlichen Stimmung des Erzählers Kunde gaben.

Endlich schloß er:

„Ich kam nur noch in Paris an, um Zeuge von dem letzten Todeskampfe meines guten Vaters zu sein, den ein furchtbarer Schlaganfall gelähmt hatte. Mein Schmerz läßt sich nicht beschreiben. Er ward nur durch die darauf folgenden Hudeleien und unerquicklichen Geschäfte der Erbschaftsausgleichung zerstreut; meine längere Gegenwart in Paris, war nicht allein nothwendig, son-

dern unvermeidlich. Genug, es verstrichen drei volle Monate, während welcher es mir unmöglich war, auch nur an meine Verpflichtung gegen Herrn Beyle zu denken, denn ich hatte nicht allein meine eigenen Interessen, sondern auch die meiner nächsten Anverwandten mit den trockenen Geschäftsleuten zu ordnen und festzustellen. Nach Verlauf dieser Zeit schrieb ich, zog Erkundigungen ein, und erfuhr, daß Marianna und er, Brüssel verlassen hatten und gemeinschaftlich reis'ten.

„Mit Hilfe eines geschickten Kammerdieners, kundschaftete ich endlich ihre Spur aus; ich vernahm, daß sie beide einen Monat im Seebade von la-Teste-de-Buch zuzubringen gedachten. Ich traf meine Anstalten danach, um früher wie sie hier anzukommen und meinen Gegner hier zu erwarten. Das Uebrige ist Ihnen bereits bekannt."

Seitdem Herr Blanchard dem jungen Manne zugehört hatte, war seine ganze Haltung ernster und nachdenkender geworden.

„Ich habe Ihnen versprochen," sagte er nun, „Ihnen als Zeuge zu dienen, und werde mein Wort halten. Sie müssen sich mit diesem Menschen schlagen, das sehe ich ein, und demgemäß werde ich mich morgen früh zu Herrn Philipp Beyle begeben."

Er stand auf.

„Die Wahl der Waffen gilt Ihnen gleich, nicht wahr?" setzte er hinzu.

„Vollkommen gleich."

„Auf morgen also, und — bereiten Sie immer meine Präsentation bei den Damen d'Ingrande und Pressigny vor," sagte Blanchard lächelnd.

Hierauf verließ er das Zimmer.

Nachdem Irenée allein geblieben war, erinnerte er sich des kleinen Taschenbuches, das ihm von dem Fischer Péché übergeben worden war. Dieses Taschenbuch gehörte offenbar Mariannen; ihre Namenschiffre war in Gold auf den Einband gedruckt; ein kleiner Bleistift hielt es verschlossen, wie der Riegel die Thüre verschlossen hält. Irenée zog den Riegel zurück. Jeder Skrupel erschien ihm überflüssig, in Betracht der außerordentlichen Umstände, in die er sich verwickelt sah, und im Augenblicke, wo er im Begriffe stand, sein Leben für das angebetete Weib zu opfern, fühlte er sich berechtigt, sich über deren geheimste Empfindungen die Aufklärung zu verschaffen, die ihm ein Zufall in die Hände geführt hatte.

Ohne Zaudern, nicht aber ohne mächtige Aufregung, öffnete er das Taschenbuch. Es war wie eine letzte Unterredung, die er mit Marianna haben sollte; zum letzten Male sollte er einen Blick in die Tiefen ihres Herzens thun dürfen.

Bei'm Anblicke dieser so wohlbekannten Schriftzüge füllten sich seine Augen mit Thränen.

Es war, wie alle die kleinen Büchelchen dieser Gattung, eine Art von geheimem Journal, in welchem sich, zwischen nichtsbedeutenden Bemerkungen, Adressen von Kaufleuten, Lieferanten, die, im Fieber der schmerzlichsten

Eindrücke niedergeschriebenen Gedanken und Herzensergießungen zerstreut befanden.

Wir werden nur einige der charakteristischsten hervorheben:

„Lüttich, 3. April. — Diesen Abend ward ich nach „meinem vierten Akt der Hugenotten hervorgerufen; man „warf mir einen kunstvoll gearbeiteten Lorbeerkranz zu; „auf jedem Blatte desselben war eine meiner Hauptrollen „in Goldschrift eingegraben. Schon seit längerer Zeit „hatte ich die Hoffnung auf derartige Triumphe auf„gegeben. Philipp war zugegen, auf einem Parquet„platze, den er den ganzen Abend über nicht verlassen „hat. Wie glücklich war ich! — Seine Gegenwart war „es, die mich elektrisirt hatte.

„Dienstag. — Philipp's Benehmen gegen mich ist „seit einigen Tagen höchst seltsam. Ich hatte eine un„beschreibliche Angst, daß er nicht einmal mehr eifersüch„tig werden könne. Gestern Morgen sah er auf meinem „Kamine ein wahrhaft wundervolles Bouquet, das mir „der Banquier N . . . geschickt hat. Er hat mich darüber „ausgefragt, aber ohne die mindeste Spur von Auf„regung, indem er mit meinem Hündchen spielte und „augenscheinlich meine Antworten kaum beachtete. Wäh„rend des Frühstücks kam er indessen doch wieder auf „das Bouquet zurück, aber mehr, als ob er sich Vor„würfe mache, zu höflich gewesen zu sein; sein Ton war, „statt wie früher scherzhaft — sarcastisch, ausforschend,

„sogar verletzend — Und dennoch, nein, er ist nicht
„eifersüchtig, er ist nur zänkisch.

„Den 12. — Wenn es so fort geht, werde ich in
„einem Jahre keine Stimme mehr haben. Vergangenen
„Freitag ward es mir unmöglich, die Norma zu Ende
„zu singen; man mußte die Gardine fallen lassen. Wir
„sind übereingekommen, nach Italien zu gehen; man sagt
„ja, Italien sei das Land der Wunder. Aber Italien
„oder irgend ein anderes Land, was kümmere ich mich
„darum! — Wenn nur er mich nicht verläßt! —"

Dann kamen eine Menge gleichgiltiger Bemerkungen,
eine Reiseroute und dergleichen Dinge.

Erst auf den letzten Blättern fing das intime Journal
wieder an, von da an aber ohne Daten und Ortangaben.
Die Schrift war eilig, zerstreut, die Sätze ohne Verbin-
dung, oft abgebrochen, kurz, Alles zeugte von heftigen
Seelenkämpfen.

„— Wenn ich mich an einem Manne zu rächen
„hätte, würde ich mich wohl hüten, ihn den Tod erleiden
„zu lassen. Das Leben ist eine größere Qual!

„— Welch' ein fürchterlicher Auftritt! seine bittern
„und heftigen Worte haben mich zermalmt. Die Schale
„war zu voll: die Fluth seiner Langenweile und des
„Ueberdrusses brachte sie zum Ueberlaufen. O, mein
„Gott! was habe ich leiden müssen!

„Ich hielt mich für gut; sollte ich mich bis jetzt
„selbst getäuscht haben? Mein Unglück hat mich einen
„Blick des Schauders in mein Inneres werfen lassen,

„und ich habe einen Abgrund der Grausamkeit entdeckt.
„Meine sonst so ruhigen Nächte sind jetzt mit gräßlichen
„Träumen erfüllt; ich gefalle mir darin, über die grau-
„samsten Martern zu brüten. Was soll das heißen?
„Mein Gott! wenn Du mein Herz zum Untergange
„verurtheilt hast, schütze wenigstens meinen armen Kopf
„vor Wahnsinn!

„— Dieser Mann ist ärger wie der Henker! Er
„springt von einem Extrem zum andern, aber eines ist
„grausamer als das andere. Nach dem Auftritte von
„neulich Abend, ist er kalt, höflich, fast automatisch ge-
„worden. Ich wollte mich ihm zu Füßen werfen, seine
„Kniee umfassen; ich weiß nicht mehr genau, was er zu
„mir gesagt hat, aber ich weiß, daß er lächelte, daß er
„klingelte und meinem Kammermädchen sagte, ich sei un-
„wohl geworden. Ich glaube, seine Wuthausbrüche, seine
„zornflammenden Blicke, seine Beschimpfungen sind mir
„lieber als diese Kälte —"

Dann kommen wieder abgebrochene, wieder aus-
gestrichene Worte:

„Und doch, wenn ich wollte! — eine furchtbare Macht
„— eine sichere Rache — alle Strafen der Erde! —
„Und nur ein Wort dürfte ich sagen, nur einen festen
„Willen kund geben — — welche Menge von Hilfs-
„mitteln! — — Möge der Himmel mich davor schützen,
„jemals Gebrauch davon zu machen — —"

Es waren dies die letzten Zeilen des Taschenbuches.
Welche seltsame, geheimnißvolle Zeilen, die Irenée

zu tiefem Nachdenken veranlaßten, und die er am Ende nur als die Vorzeichen einer Art von Geisteszerrüttung zu deuten vermochte.

„Und kein Wort, keine Silbe für mich! nicht ein einziges kleines Erinnerungszeichen!“ flüsterte er schmerzlich vor sich hin.

Irenée ging zur Table d'hôte hinab, wo er Herrn Blanchard eben im besten Zuge fand, seine angeborene Schüchternheit durch offenherzige Redensarten zu bekämpfen, das heißt: er nannte die Suppe eine Satyre auf den Geschmack, den Wein einen sündhaften Krätzer und den Wirth, einen Einfaltspinsel.

„Mein Herr,“ sagte dieser, sich tief verneigend, „Sie sehen einen Mann vor sich, der im höchsten Grade bestürzt ist — —“

Philipp und Marianna erschienen nicht an der Tafel; sie hatten sich auf ihrem Zimmer serviren lassen. Vom Wirthe erfuhr man indeß, daß die junge Dame so ziemlich wieder hergestellt sei, und, aller Wahrscheinlichkeit nach, bei'm morgenden Feste, ja sogar bei'm Concert und Ball erscheinen würde, die nach der Regatta stattfinden sollten.

Wir hatten vergessen, dem Leser mitzutheilen, daß am folgenden Tage eine große Regatta, ein Wettlaufen, ein Concert und ein Ball in la-Teste-de-Buch abgehalten werden sollten.

VI.

Ein Wettrennen auf Stelzen.

Am anderen Tage, des Vormittags, brachte der Wagen des Globushôtels Marianna nach der Südspitze, wo, wie wir bereits wissen, die Wohnung der Gräfin d'Ingrande lag.

Marianna war ohne alle Begleitung.

Dieses Eingeständniß ihrer etwas zweideutigen Stellung in der Welt, war Schuld, daß sie von der Gräfin d'Ingrande sehr kalt und vornehm empfangen ward; aber Marianna hatte es erwartet, und war folglich nicht überrascht dadurch.

Das Einzige, was sie etwas hätte in Verwunderung setzen können, und was sie gerade gar nicht einmal zu beachten schien, das war die ungemeine Aufmerksamkeit, mit welcher die Marquise von Pressigny sie von Kopf bis zu Fuß betrachtete. Offenbar lag in dem scharfen, forschenden Blicke, den die edle Dame auf die Künstlerin richtete, etwas ganz Anderes, als gewöhnliche Neugierde.

Marianna war in ihren Dankbarkeitsbezeugungen gegen Amelie einfach und würdevoll; es schien, als ob ihre Worte sofort einen gewinnenden Eindruck auf das Herz des jungen Mädchens machten, das, wenn es nicht durch den Herrscherblick der Mutter abgehalten worden wäre, Mariannen gewiß sogleich beide Hände gereicht hätte.

„Sie haben mich aus einer großen Gefahr gerettet," sprach die Sängerin, „und zwar aus der größten, die es giebt, wie man behauptet — aus der Todesgefahr; ich bin Ihnen dafür zu innigem Danke verpflichtet, obschon ich eben keine Ursache habe, sehr fest am Leben zu hängen, aber Sie haben das Gefühl einer neuen und achtungsvollen Zuneigung in meinem Herzen erweckt, und das ist in der That ein köstliches Geschenk."

Sie dehnte ihren Besuch nicht über die von der Schicklichkeit streng vorgeschriebene Zeit aus.

Nachdem sie bereits aufgestanden war und sich den beiden Damen empfohlen hatte, wendete sie sich noch einmal an Amelie:

„Mademoiselle, ich besitze allen Aberglauben eines Kindes aus dem Volke, und so klein auch die Stelle sein möge, die ich vielleicht in Ihrer Erinnerung einnehmen werde, so groß auch der Standesunterschied ist, der zwischen uns liegt, würde ich doch stets glauben, Ihnen meine Dankbarkeit nicht ausgedrückt zu haben, wenn ich Ihnen nicht ein sichtbares Unterpfand derselben hinterließe!"

„Ein Unterpfand?" murmelte die Gräfin d'Ingrande.

„O, Madame!“ rief Marianna lebhaft, „Sie würden ja wohl eine erbärmliche Muschel am Meeresstrande aufheben, und so verstatten Sie Ihrer Tochter immerhin, diese Kleinigkeit von mir anzunehmen, die nur durch ihren Ursprung einigen Werth in Ihren Augen haben kann.“

Und mit diesen Worten präsentirte Marianna Amelien bescheiden ein zwar einfaches, aber höchst kunstvoll gearbeitetes Riechfläschchen.

Amelie nahm es, nachdem sie zuvor ihre Mutter mit einem Blicke befragt, und ihr Schweigen für eine Einwilligung genommen hatte.

„Und welches ist denn der Ursprung dieses niedlichen Kunstwerks?“ nahm die Marquise von Pressigny zum ersten Male das Wort.

„Es war ein Fürst der Kunst, es war Rossini, der mir es vergangenes Frühjahr nach einer Vorstellung der Semiramis gab, in die man ihn fast mit Gewalt geführt hatte.“

Die Gräfin und die Marquise warfen sich zu gleicher Zeit einen seltsamen, stutzenden Blick zu.

„Was aber dem Geschenke in den Augen des großen Maestro einen besonderen Werth verlieh,“ fuhr Marianna, noch immer zu Amelie gewendet, fort, „es in den meinigen aber unschätzbar machte, ist, daß das Riechfläschchen vorher der Malibran angehört hat.“

„Meine Tochter weiß nicht, wer die Malibran war, Madame,“ sprach die Gräfin vornehm.

Marianna erröthete leicht.

Und zu Amelie sprach sie weiter:

„Die Malibran," sagte sie mit traurigem Ausdruck, „war eine jener armen Frauen, deren Seele der Himmel sichtbar wie das Licht geschaffen, und die die Gabe des Genies nur unter der Bedingung eines frühzeitigen Todes erhalten haben. Es war eine Sängerin, Mademoiselle. Vielleicht werden Sie, wenn einige Jahre Ihre Schönheit zur vollsten Blüthe entfalten werden, diesen Namen in den Salons, die Sie erwarten, oder in den mit Wappenschildern gezierten Logen des italienischen Theaters oft nennen hören; befürchten Sie dann nicht, darauf zu horchen: dieser Name wird um sie her nur rührende Erinnerungen, sanfte Sympathien erwecken; es ist dies das Privilegium der Frauen, die so muthig von der Bühne in das Grab hinabsteigen. Dann bitte ich Sie, Mademoiselle, Sie, der alle Güter dieser Welt den Weg zum Glücke ebnen und leicht machen, gedenken Sie auch Derjenigen, der Sie das Leben erhalten haben, und fügen Sie dann in Ihrer Erinnerung dem glorreichen Namen der Malibran den eben so unwürdigen der Marianna hinzu."

„Der Marianna!" wiederholte die Gräfin lebhaft.

Dann blickte sie betroffen die Marquise von Pressigny an, die den Blick lächelnd erwiederte, als wäre sie auf diese Entdeckung vorbereitet gewesen.

„Sie sind die Marianna — die Sängerin Marianna?" frug die Gräfin noch einmal.

„Ja, Madame," antwortete diese etwas verwundert.

Amelie sah und hörte, ohne das Mindeste zu verstehen.

Marianna war schon im Begriff, sich zu entfernen, als endlich auch die Gräfin sich erhob, und in einem Tone, wie Jemand, der einen festen Entschluß gefaßt hat, sagte:

„Die Handlung meiner Tochter verdient nichts Anderes, als ein schlichtes Wort des Dankes; was sie für Sie gethan, hätte sie auch für jeden Anderen gethan. Nehmen Sie also Ihr Kleinod zurück, Madame, nehmen Sie es zurück; ich halte es nicht für schicklich, wenn Sie Sich dessen entäußern."

Und, indem sie diese Worte sprach, in welche sie Alles gelegt hatte, was die menschliche Stimme nur Beleidigendes hat, nahm die Gräfin das Riechfläschchen aus Ameliens Händen und gab es der Marianne zurück.

„Madame —!" war Alles, was sie als Erwiederung auf diesen Schimpf hervorzubringen vermogte; sie hatte Mühe, die Thränen zurückzuhalten.

In den Fond des Wagens zurückgelegt, der sie hergeführt, das Tuch fest auf die Lippen gepreßt, schwur sie der stolzen Familie Ingrande auf der kurzen Fahrt von der Südspitze zum Globushôtel einen ewigen, unauslöschlichen Haß.

Es war mitten am Tage. Zahlreiche Stimmen erschallten aller Orten; Flintenschüsse und sogenannte französische Schläge verkündigten den baldigen Beginn des

Festes. Langhin am Strande fuhren Wagenladungen fröhlicher Bürgersleute, welche die Eisenbahn von weither angeschleppt hatte, und ganze Karavanen von Badegästen, auf seltsamen kleinen Pferdchen, die in den Landes von Maransin mit der Schlinge eingefangen werden, und den Sand mit ihren Schweifen fegen.

Ohne die heftige Aufregung, in der sie sich befand, würde Marianna gewiß nicht verfehlt haben, diesen froh-belebten Gruppen, sowie der eigenthümlich monotonen, aber dennoch prachtvollen Landschaft, die den Hintergrund dazu bildete, einen Blick zu schenken.

Auf der einen Seite breitete sich das Bassin von Arcachon, dieser riesenhafte Vorsaal des Meeres, aus; auf der anderen der, einen würzigen Harzgeruch ausströmende, Wald von la-Teste. Hin und wieder öffneten sich mitten durch diese dichten, dunkelgrünen Massen breite Alleen, die absichtlich ausgehauen worden waren, um den, in dieser Gegend so schnellen und gefährlichen Feuersbrünsten Einhalt zu thun; diese Alleen, oder Gänge, hießen im gascognischen Dialekte bire-hucs, was so viel, wie Feuerableiter heißen sollte. Das monotone und düstere Grün der Fichten ward zuweilen vom Roth des wilden Weines, oder von den üppig wuchernden Brombeersträuchen unterbrochen; zuweilen schwankten weiße Nesseln und brennendrothe Mohnblumen auf dem gelben Sande im Winde hin und her, was den Contrast noch unerwarteter und reizender machte.

Und wenn sich dann der Blick von der weiten Land-

chaft auf die wenigen Häuser wendete, die sich da und dort auf dem kahlen Strande abzeichneten, nahm man mit Vergnügen wahr, daß noch keines von ihnen jenen läppischen Baustyl hatte, der in neuerer Zeit so viele Badeorte verunziert; es waren keine Sennhütten, wie sie die Konditoren auf Torten setzen, keine einfältigen Nachahmungen des gothischen Styls und kindische Ritterburgen. Es waren ganz schlichte, aber fest und solid, wie es das rauhe Klima und die Gegend erheischte, erbauete viereckige Steinhäuser, ohne Schnörkel und Aufputz — etwas ernst, wie ihre Umgebung.

Der sogenannte Löschplatz von Eyrac war der Centralpunkt des ganzen Festes; man hatte daselbst eine Art von Amphitheater für die Behörden, die Honoratioren des Orts und für das zahlende Publikum errichtet.

Hohe bewimpelte Masten und bunte Papierlaternen für den Abend, gaben rühmliches Zeugniß von der Freigebigkeit der Municipalbehörden — wie überall in Frankreich.

Badegäste beiderlei Geschlechts füllten bereits die Stufensitze; Sonnenschirmchen von allen Farben schimmerten in der Sonne; die goldgelben Strohhüte, welche die Mehrzahl der Damen trug, erinnerten an ein reifes Kornfeld.

Was die arbeitende Bevölkerung von la-Teste betraf, die Harzsieder, die Schäfer, die Fischer, so waren diese alle, theils am Fuße des Amphitheaters, theils am Rande gruppirt, mit Ungeduld den Beginn des Schauspieles erwartend, in welchem ein großer Theil von ihnen Mit-

wirkende sein sollten, und blickten sehnsüchtig auf das mit Tillols, Penischen, Jollen und Booten zur bevorstehenden Wettfahrt garnirte Bassin.

Das Pittoreske und das Großartige fand sich in diesem Bilde vereinigt. Unter diesem, von der Seeluft schwarzgefärbten, von den nirgends so heftigen Stürmen, als an der Küste der Gascogne gekrümmten Menschentypus durfte man freilich nicht allzusehr nach Schönheiten suchen; dafür aber fand man desto mehr Kraft, Geschicklichkeit, Energie. Die doppelte Gewohnheit der Arbeit und der Gefahr, das Leben auf einem der ödesten, unfruchtbarsten Küstenstriche Frankreich's, hatte ihre Züge nach und nach ungeeignet für den Ausdruck der Heiterkeit und Freude gemacht. Zu jener Zeit befanden sich in und um la-Teste-de-Buch vielleicht nicht drei Wirthshäuser. Es giebt ganze Volksstämme, welche niemals lachen.

Eben so wenig durfte man nach einem jugendlichen Aussehen auf den Gesichtern der Frauen suchen; fast alle mit Seeleuten verheirathet, trugen sie stets ein gleichmäßiges schwarzes Kostüm; als lebten sie in der fortwährend Aussicht und Besorgniß der Wittwenschaft. Da sie selbst Schifferinnen waren, trugen sie nackte Beine bis an's Knie; der Kopf war mit einem bunten Tuche à la marmotte umwickelt, auf dem ein trichterförmiger Strohhut mit vielen Sammtbändern saß.

Der Regatta sollte ein Wettlaufen, oder auch Wetthüpfen mit Stelzen, vorangehen, ein ganz landesübliches

Vergnügen, das wohl verdient, näher beschrieben zu werden.

Lassen wir also Marianna am Globushôtel absteigen, und sich scheu und niedergeschlagen in ihr Zimmer zurückziehen, und möge der Leser uns erlauben, ihn einen solchen Wettlauf mit Stelzen auf dem Strande von Eyrac beiwohnen zu lassen. — Wer weiß, ob wir bei demselben nicht dem einen oder dem anderen Mitspieler dieses Romans begegnen.

Es waren für diesen originellen Wettlauf sechs Männer und vier Frauen engagirt. Es darf dies nicht verwundern, weil in la-Teste die Frauen alle Leibesübungen der Männer ebenfalls betreiben. Es waren also in Allem zehn Wettläufer, oder Tschankas, wie man im landesischen Dialekte, den man füglich mit dem chinesischen vergleichen kann, zu sagen pflegt.

Alle auf Stelzen gehende Personen werden dort Tschankas genannt; sich tschanken, heißt so viel, als auf die Stelzen steigen.

Diese zehn Tschankas hatten alle dasselbe traditionelle Costüm, ohne Unterschied des Geschlechts, das heißt, ein flaches, breites rosa Baret oder Capotte auf dem Kopfe, ein von unten bis oben zugeknöpftes langes schwarzes Wamms, darüber, frei von den Schultern herabhängend, einen wollenen Mantel, weite leinene Beinkleider bis an's Knie, die Beine in ein Stück Pelz, Camano genannt, gewickelt, das mit einem rothen Strumpfband befestigt ist, und bloße Füße. Die Stelzen erhoben sie sechs

Fuß über den Erdboden. Eine Stange diente ihnen als Stützpunkt. Aus einer gewissen Entfernung gesehen, gleichen diese Stelzenläufer riesengroßen Grashüpfern. Indeß hatte ihre Erscheinung in diesem Augenblicke durch jene seltsame Auftakelung mit rosa Capotten und schwarzen Kleidern viel von ihrer ursprünglichen Poesie verloren. Draußen, in den freien, endlosen Landes, muß man den Tschanka sehen, unbeweglich und wie ein einsamer Dreifuß dastehend; des Abends, wenn die Sonne glühend roth in dem Horizonte von Haidekraut untergeht; oder auch, wenn er, an den Stamm einer Fichte gelehnt, schweigend Strümpfe strickt, während er seine Heerde magerer, schwarzer Schafe hütet.

Stumm und ernst standen unsere zehn Tschankas inmittten der sie neugierig begaffenden Menge, nur an den Gewinn denkend, den sie sich streitig machen wollten, so geringfügig dieser auch an und für sich war, denn der erste Siegerpreis betrug nicht mehr, wie zwanzig Francs. Freilich sind zwanzig Francs in den Augen eines Tschanka's schon ein ansehnliches Capital!

Endlich giebt der Präsident des Festes das übliche Zeichen, und die zehn Tschankas fliegen mit einem lauten, seltsamen Geheule auf dem Strande dahin.

Mit Ausnahme dieser ungeheuren, regelmäßigen Schritte, von denen es rein unmöglich ist, ein Bild wiederzugeben, konnte man das Ganze einer arabischen Fantasia vergleichen. Es waren dieselben Evolutionen, mit derselben Geschicklichkeit und schwindelerregenden Schnelligkeit aus-

geführt, zuweilen an die Unmöglichkeit grenzend, zumal auf einem Boden, wo die Stelzen bei jedem Schritte über einen Fuß tief in den Sand versanken. Wenn sie sich mit einer Leichtigkeit und Sicherheit, als ob sie auf ihren eigenen Füßen ständen, um sich selbst schwenkten und wieder in anderer Richtung dahinjagten, flogen ihre Mäntel im Winde, wie die der arabischen Reiter. Und die Weiber gaben den Männern hierin durchaus nichts nach; sie unterschieden sich nur durch ihre gellenderen Aufschreie oder Jauchzer. Ja, eines derselben war sogar das Zweite am vorgesteckten Ziele.

Der Schluß, und zugleich der Glanzpunkt des Wettlaufs, bestand darin, daß alle zehn Tschankas zu gleicher Zeit eine zwanzig Fuß breite Einfriedigung, mit Hilfe ihrer Stöcke, überspringen mußten, was einen allgemeinen Beifallsjubel erregte.

Péché — der Schiffer des Globushôtels, der mehrere Professionen in seiner Person vereinigte — ward als Sieger proklamirt.

Auf diesen gemeinschaftlichen Wettlauf folgten einzelne Evolutionen und Kunststückchen der Tschankas, deren Zweck war, die Freigebigkeit des Amphitheaterpublikums in Contribution zu setzen.

Hier erst hatte man Gelegenheit, die wahre Kunst der Tschankas zu bewundern.

Sie sprangen mit geschlossenen Beinen, oder richtiger — Stelzen, über große Zwischenräume hinweg, setzten sich

nieder und schnellten mit eben solcher Leichtigkeit wieder empor.

Andere wieder raffen im vollsten Laufe Geldstücke, die man ihnen vom Amphitheater aus zuwirft, vom Boden auf. Das außerordentlichste Kunststückchen besteht aber darin, daß der Tschanka im schnellsten Laufe plötzlich still hält, die Stelzen weit auseinander spreizt, den Stützstock einstemmt, und seinen eigenen Körper nun zwischen diesen drei Beinen mit dem Kopfe bis zur Erde herabbaumeln und sich hin- und herschwenken läßt. Dies dauert aber nur einen Augenblick, und bevor man noch Zeit gehabt, genau zu sehen, was der Tschanka eigentlich vornimmt, gehen die Stelzen wieder zusammen, der Mann ist wieder aufgerichtet, auf dem Gipfel der Pyramide, und setzt seinen Lauf weiter fort.

Es war etwa zwei Uhr Mittags, als das Stelzenlaufen zu Ende war und die Regatta begann; die Sonne hatte sich seit einiger Zeit hinter leichtem Gewölk verkrochen, als ob sie das Bassin von Arcachon in seinem eigenen Glanze und seiner Reinheit erscheinen lassen wollte. Die Luft war drückender geworden, und nur noch in seltenen Stößen wehete die Brise den aromatischen Harzgeruch vom Walde herüber. Die phantastischen Formen der Dünen erschienen von fern wie in leuchtende Kristallisation verwandelt.

In diesem Augenblicke, dem glanzvollsten des ganzen Festtages, stießen alle zum Wettlauf angemeldeten Boote, wie einem einzigen Impulse gehorchend, vom Lande ab,

und setzten sich in Bewegung; die kleinen Segel klatschen erst einige Male an die Masten, wie die Vögel ihre Flügel bewegen, bevor sie sich aufschwingen; dann bläheten sie sich auf; alle Ruder heben sich gleichzeitig in die Höhe, tauchten eben so auf ein gegebenes Signal in die Fluth, und durchfurchten nun emsig die spiegelglatte Fläche des Bassins. Ein ungeheurer Jubelruf aller Zuschauer begleitete den Augenblick des Abstoßens, und verhallte ohne Echo im weiten flachen Raume. Die Boote entfernten sich immer mehr, wurden immer kleiner und kleiner, und erschienen bald auf der wieder ruhig gewordenen Fläche des Sees nur noch wie helle Pünktchen.

Unter dieser ganzen Menge von Zuschauern befand sich einer, nur ein Einziger, dessen Aufmerksamkeit dieses glänzende und interessante Schauspiel nicht hatte fesseln können.

Es war Irenée von Tremeleu.

Seit dem Abend vorher, hatte er Herrn Blanchard nicht wieder gesehen, und er befand sich daher in äußerster Verlegenheit. Einer der Kellner behauptete, er habe ihn am frühen Morgen nach dem Halteplatz der Eisenbahn von Bordeaux gehen sehen.

Was sollte das bedeuten? Hätte Herr Blanchard sich wohl gar aus dem Staube gemacht, um nicht Zeuge des Duells zu sein?

Nein, nein, das war gar nicht denkbar.

Irenée konnte vor Unruhe kaum eine Minute auf derselben Stelle bleiben; seine Augen schweiften fort-

während spähend unter der Menge und auf den Wegen umher. Mit peinlicher Ungeduld sah er den Tag immer weiter vorrücken.

Plötzlich fühlt er, daß Jemand von hinten eine Hand auf seine Schulter legt, er wendet sich rasch um, und — ein freudiger Ausruf erleichtert seine Brust.

Er sah Herrn Blanchard, ganz mit Staub bedeckt, hinter sich stehen.

„Nun?“ frug Irenée hastig.

„Nun,“ antwortete Blanchard ruhig, „Alles ist in Ordnung; morgen, mit Tagesanbruch, soll die Sache auf den Dünen vor sich gehen.“

„Die Waffe?“

„Pistolen.“

„Pistolen? — Sei es; das ist die Waffe des Zufalls, die Waffe des Gottesgerichts.“

„Außer mir und dem Fischer, den ich gemiethet habe, uns nach den Dünen überzufahren, werden Sie aber keine Zeugen haben.“

„Gleichviel. Indem ich Sie ersuchte, alle Anordnungen zu treffen, habe ich mich im Voraus mit Allem, was Sie thun, einverstanden erklärt. Aber, nun sagen Sie mir, warum ich Sie diesen ganzen Morgen noch nicht gesehen habe? Wußten Sie denn nicht, daß mir jede Minute des Wartens eine Ewigkeit war?“

„Und meinen Sie denn etwa,“ versetzte Herr Blanchard, „ein Duell ließe sich ohne Weiteres improvisiren, zumal hier, in dieser Wüstenei? Wo wollen Sie denn

hier Waffen herbekommen? Ich mußte also den ersten Frühzug benutzen, um mit Eisenbahn nach Bordeaux zu gelangen und dort Pistolen zu kaufen — ganz abgesehen davon, daß mich auch einige eigene Geschäfte dorthin riefen."

Irenée machte eine Handbewegung der Discretion.

„Ach!" fuhr Herr Blanchard fort, „die Sache war an sich nicht von großer Bedeutung — nur ein Depositum, daß ich in die Hände eines Notars niedergelegt und wieder in Empfang genommen habe. Uebrigens denke ich, keine unnöthige Zeit verloren zu haben."

„Nein, nein, nicht im Geringsten," entgegnete Irenée beschwichtigend, „und an mir ist es nur, das Versprechen zu halten, das ich Ihnen gegeben habe."

„Ich habe es noch keinen Augenblick bezweifelt —"

„Die Frau Gräfin d'Ingrande hat sich von den Bestürmungen des Herrn Maire's von la-Teste erweichen lassen, dem Wohlthätigkeitsconcerte beizuwohnen, das heute Abend stattfinden soll."

„Sind Sie dessen gewiß — und zwar in Begleitung der Frau Marquise von Pressigny?" frug Blanchard lebhaft.

„Sie hat es wenigstens zugesagt."

„Nun, und was weiter?"

„Nun, wenn Sie sonst nichts dagegen einzuwenden haben, so werde ich diese Gelegenheit benutzen, um Sie den beiden Damen vorzustellen."

Herr Blanchard schien nachzudenken.

„Ja, ja," sprach er nach einigen Augenblicken, und, wie mit sich selbst redend, „so macht es sich vielleicht am Besten. — — Es kann eben so gut dort, wie bei ihr geschehen; es ist ein neutrales Terrain — — Und dann, mitten in dem Lärmen, dem Gewühle, werde ich viel leichter Gelegenheit finden — Also abgemacht; diesen Abend!"

Irenée war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um sonderlich auf Herrn Blanchard's halblautes Selbstgespräch zu achten.

Blanchard wollte sich entfernen.

„Wo gehen Sie hin?" frug Irenée, ihn zurückhaltend.

„Ich wollte nur noch einmal mit unserm Schiffer Abrede nehmen, und ihn an die Stunde erinnern. Ich gewahre ihn eben da drüben, mitten unter diesen Wilden, männlichen wie weiblichen Geschlechts."

In der That war Péché — denn ihn hatte Herr Blanchard gemeint — in diesem Augenblicke der Centralpunkt der Aufmerksamkeit und des Neides seiner Landsleute.

Während des Gespräches war die Regatta beendet, und Péché, wie vorher bei'm Stelzenlaufen, Sieger geblieben.

Aber jeder Triumph hat auch seine Schattenseite: Mehrere unzufriedene Tschankas empfingen ihn, bei seiner Rückkehr, in ziemlich drohender Haltung am Ufer; sie beschuldigten ihn, seinen Stützstock hinterlistigerweise

zwischen die Stelzen von zwei oder drei seiner Mitbewerber gestemmt zu haben, im Augenblicke wo diese schon nahe daran waren, das Ziel noch vor ihm zu erreichen. Vielleicht wäre es von drohenden Worten zu wirklichen Handgreiflichkeiten gekommen, wenn nicht Herrn Blanchard's Dazwischenkunft der Streitigkeit, wenigstens für den Augenblick, ein Ende gemacht hätte.

Blanchard nahm Péché bei Seite und unterhielt sich einige Zeit mit ihm.

Aus den Vorwürfen, womit die Tschankas Péché überhäuften, haben wir bereits ersehen, daß derselbe nicht eben von strengster Gewissenhaftigkeit war. Ohne daher von Herrn Blanchard weiter in dessen Vorhaben eingeweiht zu werden, versprach er, sich am anderen Morgen um vier Uhr mit seinem Boote am Landungsplatze des Globushôtels einzustellen, und Herrn Blanchard mit seinen Freunden an einen Ort zu bringen, wo sie — wie dieser sich ausdrückte — nicht Gefahr liefen, in ihrem Vergnügen gestört zu werden.

Hierdurch zufriedengestellt, kehrte Herr Blanchard wieder unter die Zuschauer zurück, unterwegs nur an seine Vorstellung bei der Gräfin d'Ingrande, ganz besonders aber der Marquise von Pressigny, denkend.

Er hatte sich so in seine Gedanken vertieft, daß er eine weibliche Gestalt, deren Gesicht ein dichter Schleier verhüllte, und die ihn schon seit einer Viertelstunde ausgespäht und verfolgt hatte, gar nicht bemerkte.

VII.

Die Marquise von Pressigny.

Der Salon, die Zimmer und der Garten der Mairie waren zum Concerte und Balle, dem unerläßlichen Schlußpunkte der alljährlichen Regatta, geöffnet worden. Dieser Salon, nebst den Zimmern, stießen an den Garten, und durch einen glücklichen Einfall war der Garten mit Lampen und Kronleuchtern hell wie ein Salon illuminirt, der Salon dagegen durch eine Blumen- und Pflanzenfülle in einen Garten verwandelt worden.

Hier, wie anderwärts bei solchen Gelegenheiten, hatte die Philanthropie ihr Bestes für die Zusammensetzung und das Arrangement des Concerts gethan. Man hatte einen, von der Königin von Spanien mit irgend einem Orden decorirten Pianisten aufgetrieben; ferner, jene ewigen zwölf Bergsänger, die sich, je nach den Breitegraden, unter denen sie sich eben befinden, oder, der herrschenden Mode, bald in Basken, bald in Tyroler,

bald in ungarische Sänger verwandelten, ja zeitweilig sogar in römische Pifferaris.

Diesmal hatten sie sich bereit finden lassen, nur schlichtweg als Pyrenäensänger aufzutreten. Eine kurze Manchesterjacke und dergleichen Beinkleider waren auf dem Programme, höchst verlockend, als ächtes Nationalcostüm zu sehen, was es auch, wenn man es nicht so genau nahm, überhaupt für alle Bergvölker vorstellen konnte, zumal mit gehörig beobachtetem Wechseln des flachen Barets, mit dem spitzen Hute, so wie der hohen Gamaschen, mit dem kurzen Schnürstiefel.

Einige große Opernarien und Duetten sollten überdies von einigen jener melancholischen Demoiselles gesungen werden, die weder dem Theater, noch dem Privatleben mehr angehören, und in den musikalischen Regionen ungefähr dieselbe Stelle einnehmen, wie der fliegende Fisch im Thierreiche.

Das, aus den verschiedenen philharmonischen Vereinen des Departements zusammengestoppelte Orchester bildete unbestreitbar den brillantesten Theil des Concerts.

Mit Einbruch der Nacht, das heißt, nach sieben Uhr, fing die Gesellschaft an, sich zu versammeln. Da es sehr warm war, sah man fast die ganze Damenwelt nur in weißen Kleidern erscheinen. Dieser eigenthümliche Reiz, den ein warmer Abend am Ufer des Meeres ausübt, verbreitete sich über Alles, und schien so leblose, wie lebende Gegenstände zu idealisiren: die Bäume schienen freier und freier zum Himmel emporzustreben, das Gras sich

sanfter und weicher unter die Füße zu schmiegen, und die Töne der Musik erklangen mit einer Reinheit und Lieblichkeit durch die Stille der Nacht, die selbst die Musiker überraschte. Das kam daher, weil zwischen den Instrumenten und den menschlichen Lippen noch Raum für den Athem der Natur war.

Hübsche, mitunter auch sogar schöne Frauen, im bloßen Kopfe, mit Bouquets in den Händen, ergingen sich in der wollüstigen Abendluft.

Bevor wir uns aber den verschiedenen Episoden dieses Abends zuwenden, müssen wir noch einen Blick in Irenée's Zimmer werfen, was um so schneller geschehen sein wird, als das Globushôtel neben der Mairie liegt und beider Gärten an einander stoßen. —

Irenée saß allein vor seinem Bureau und schrieb.

Er schrieb, wie es auch die Kältesten und Gleichgültigsten am Vorabende eines Zweikampfes zu thun pflegen. So muthig er auch war, und trotzdem seine Bravour sich schon bei mehreren Gelegenheiten bewährt hatte, konnte er sich an diesem Abende doch nicht dem Einflusse eines gewissen peinlichen Vorgefühls entziehen. Sein Gesicht war etwas bleicher als gewöhnlich, seine Stirn in finstere Falten gelegt; ein zuckendes Ausgleiten der Feder dann und wann, zeugte von der heftigen Bewegung seiner Seele, wie von der Aufregung seiner Nerven. Aber er hielt darum nicht inne, er schrieb immer fort; man hätte sagen können, er wolle nicht denken.

Rings um ihn war alles todtenstill.

Plötzlich war es ihm, als ob leise an seine Thüre geklopft würde.

Nein — alles blieb still; es war wohl nur eine Täuschung.

Da klopfte es abermals, und deutlicher als vorher.

Unmuthig erhob' sich Irenée vom Schreibtische und riegelte die Thüre auf.

Eine Todtenblässe verbreitete sich über sein Gesicht, als er Marianna vor sich stehen sah.

„Sie hier?" stammelte er.

Er wagte nicht, ihren Namen auszusprechen.

„Ja, ich bin es, Irenée."

Sie war in eleganter Gesellschaftstoilette; ihre schwarzen Locken spielten auf ihren schönen, blendendweißen Schultern.

Irenée war, wie vor diesem zauberischen Bilde zurückweichend, in's Zimmer zurückgetreten und sie war ihm gefolgt, nachdem sie die Thüre hinter sich wieder geschlossen.

Ohne den Blick von Irenée zu wenden, sank sie auf das Sopha.

Er blieb einige Schritte von ihr stehen.

Er war weit davon entfernt gewesen, einen solchen Besuch zu erwarten; ein nervöses Zittern ergriff seinen ganzen Körper, und er bedurfte einiger Minuten Zeit, um sich wieder etwas zu erholen.

Endlich raffte er seine Kräfte zu der Frage zusammen:

„Was wollen Sie von mir?“

„Sie wissen es schon,“ sprach sie leise, aber fest.

Irenée neigte den Kopf auf die Brust und schwieg.

„Ein Zufall hat mir alles entdeckt,“ fuhr Marianna nach einiger Zeit fort, als sie sah, daß Irenée nicht sprechen wollte, „diesen Morgen, als ich von der Gräfin d'Ingrande zurückkehrte und eben in mein Zimmer treten wollte, hörte ich heftig in Philipp's Zimmer sprechen. Ich horche. Ihr Zeuge war bei ihm, und ich erfuhr so Alles: Ihr morgendes Duell, Ort und Zeit des Zusammentreffens, die Waffe. Ich habe alle meine Kraft und Entschlossenheit zusammengerafft, um zu Ihnen zu kommen, Irenée, und Sie zu bitten —“

Sie hielt inne.

„Haben Sie etwa gehofft,“ hob Irenée nach einiger Zeit an, „daß ich auf dieses Duell Verzicht leisten würde?“

„Von Ihrem edlen Herzen und meinen Bitten hoffte ich es.“

„Aber dieser Mensch liebt Sie ja nicht,“ sprach Irenée, nach und nach wärmer werdend, „das wissen Sie ja wohl; oder vielmehr, er hat Sie niemals geliebt.“

„Irenée!“

„Nein, nein, er hat Sie niemals geliebt; mit ihm ist das Leben Ihnen jeden Tag, jede Stunde eine Marter!“

„Wer hat Ihnen das gesagt? — das ist falsch.“

„Armes Weib!“ murmelte er.

Dann ging er zu dem Tische hin, an dem er ge-

schrieben hatte, nahm aus einem Schubfache ein uns wohlbekanntes Taschenbüchelchen heraus, kehrte damit zu Marianna zurück und hielt es ihr vor die Augen.

Marianna konnte kein Wort hervorbringen; aber eine dunkle Röthe bedeckte ihre Stirn.

„Sie sehen, daß ich nur zu wohl unterrichtet bin," fuhr er fort; „dieser Mensch ist die Quelle Ihres Unglücks; Sie können es nicht ableugnen."

Marianna seufzte.

„Weit davon entfernt, Sie zu lieben," sprach er weiter, „haßt er Sie sogar; Sie sind ihm eine Last, deren er sich, je eher je lieber, entledigen möchte."

„Ich weiß es."

„Warum also wollen Sie, daß er leben solle?"

„Weil ich ihn liebe," lispelte sie kaum hörbar.

Irenée blickte sie lange mit dem Ausdrucke tiefer Trauer an.

„Marianna," sprach er dann in einem Tone, in dem seine ganze Seele, seine Erinnerungen, seine Hoffnungen und sein Leben enthalten war, „Sie fangen kaum erst an zu leben, Sie wissen noch nicht, was eine unwürdige Liebe ist, Sie haben noch keine Ahnung von dem Entschlusse, den ein erster derartiger Irrthum auf das ganze künftige Leben ausübt. Hören Sie mich an, Marianna, und vertrauen Sie der Wahrheit meiner Worte: Dieser Mensch ist bösherzig, ich wiederhole es Ihnen; ich weiß es aus eigener Erfahrung, ich weiß es von Anderen. Ueberlassen Sie es Gott, über sein Schicksal zu entscheiden."

„Sie sind grausam, Irenée!"

„Nein, ich bin nur gerecht."

„Dann sind Sie persönlich; Ihre verletzte Eigenliebe treibt Sie zur Rache an; dieses Duell soll Ihnen persönlich Genugthuung verschaffen."

Irenée zuckte die Achseln.

„Sie werden mir für Das, was ich für Sie zu thun im Begriffe bin, später noch dankbar sein," sagte er dann.

„Dankbar für den Tod Philipp's?" rief sie. „Sprechen Sie im Ernst, oder wollen Sie Ihren grausamen Scherz mit mir treiben? Sie haben so eben den Namen Gottes auszusprechen gewagt: Gott bedarf keines Menschen auf Erden, um seine Stelle zu vertreten. Und dann, Philipp ist nicht so, wie man ihn geschildert hat, und wie ich selbst vielleicht in einem Augenblicke des Unmuthes gesagt habe. Ich kenne ihn besser wie Sie, sollte ich meinen; seit einem Jahre sehe ich ihn täglich, während Sie ihm nur zwei oder drei Mal im Leben begegnet sind. Wie wollen Sie ihn danach beurtheilen können? Glauben Sie mir, Philipp hat viele gute Eigenschaften."

„O ja!" murmelte Irenée ironisch.

„Ich selbst habe ihn an meinem Bette einmal weinen gesehen, als ich krank war."

„Wirklich ein Mal?"

„Und übrigens, wenn er auch wirklich ein Ungeheuer wäre, was kümmert das Sie? Ich liebe ihn so, wie er ist, und liebe ihn um meinetwillen. Mag sein, daß das

Egoismus ist. Ich erkenne der Welt nicht das Recht zu, zu mir zu sagen: der Mann, den Du liebst, ist schlecht; tritt auf die Seite, damit wir ihn tödten können."

„Verblendung!"

„Nein, nein, sage ich Ihnen; es ist keine Verblendung; ich sehe hell und klar. Bin ich denn die erste Sclavin, die nicht von ihrem Herrn lassen will? Haben Sie denn niemals in Ihrem Leben von dergleichen Bezauberungen gehört? Mein Leben hängt mit Philipp zusammen, als ob eine übernatürliche Macht es in seine Hände gegeben hätte; ihm gegenüber kann ich nur lieben und mich beugen."

„Aber Ihre Leiden —"

„Daran gewöhne ich mich, und werde mich immer mehr daran gewöhnen. Ich war ehedem ein Kind; jeder Nadelstich entlockte mir Thränen, jetzt weine ich nicht mehr —"

„Selbst nicht wegen Dolchstichen," ergänzte Irenée, traurig den Kopf schüttelnd.

„Irenée, bringen Sie mir Ihren Groll gegen Philipp zum Opfer; ich flehe Sie darum mit gefaltenen Händen."

„Ich kann es nicht, Marianna!"

„Ich bin es also, den Sie in ihm tödten wollen!" rief sie.

„Und wer sagt Ihnen denn so gewiß, daß ich ihn tödten werde? daß ich es nicht vielmehr sein werde, der

in diesem Kampfe unterliegen wird? Hoffen Sie, Marianna," fügte er bitter hinzu, „hoffen Sie!"

Marianna fuhr bei diesen ungerechten Worten empört auf und wollte sich entfernen. Aber auf halbem Wege zur Thüre blieb sie stehen und wendete sich wieder zu Irenée.

„Nun denn," sprach sie, „ich werde alles erdulden; ich will Ihre Grausamkeit bis zu Ende ertragen. Gott weiß es, daß ich Ihnen Alles, was mein Herz an Achtung und Dankbarkeit besitzt, geweiht hatte. Da Sie aber meine Gefühle so ganz verkennen können — wohlan! so will ich auch bis zur letzten Stufe der Demüthigung herabsteigen: ich bat Sie bereits mit gefaltenen Händen, jetzt flehe ich Sie fußfällig an!"

„O — Marianna!"

„Dies Duell kann und darf nicht Statt finden; Keiner von Ihnen Beiden soll und darf sich mit dem Blute des Anderen beflecken. Die Beschimpfung, die Sie Philipp zugefügt haben, oder er Ihnen, kann keine so tödtliche sein. Entsagen Sie Ihrem fürchterlichen Vorhaben!"

„Dazu ist es jetzt zu spät."

„Nein!"

„Marianna, es giebt Ereignisse, über die ein unerbittliches Verhängniß waltet. Dieses Duell gehört unter solche. Nichts in der Welt kann es verhindern."

„Sie werden sich also schlagen?"

„Ich werde es."

„Und werden auf Philipp zielen?"

Und ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen, setzte sie, außer sich, hinzu:

„Wenn Sie das thun, so werde ich Sie verabscheuen!“

Irenée betrachtete sie mit dem Ausdrucke schmerzlicher Ueberraschung.

„Sie werden mich verabscheuen?“ sprach er langsam, als ob er nicht gut verstanden hätte.

Marianna antwortete mit einem kurzen und energischen Kopfnicken.

Irenée wendete sich rasch ab, um nicht sehen zu lassen, was er litt.

Mehrere Minuten verstrichen in peinlichem Stillschweigen von beiden Seiten.

Alles Wilde uud Leidenschaftliche, das in Marianna's Natur bisher verborgen gewesen war, war jetzt plötzlich erwacht; alle ihre Nerven waren krampfhaft angespannt, ein unheimliches Feuer blitzte durch die Dämmerung aus ihren sonst so schönen Augen; sie glich in diesem Augenblicke einer Tiegerin, die bereit ist, auf ihre Beute loszuspringen.

„Von ihr verabscheuet werden!“ flüsterte Irenée leise vor sich hin.

Da erklangen plötzlich durch das offenstehende Fenster die ersten Töne der Musik aus dem Garten zu ihnen herauf. Zugleich spielte der Abendwind mit der Flamme der auf dem Schreibtische brennenden Kerze.

Diese ungleichen, verschwimmenden Accorde, dieses

auffladernde Licht, stimmte ganz zu der angstvollen Scene.

„Wohlan denn," sprach Irenée, „es ist genug, von Marianna vergessen zu werden, ich will nicht, daß sie mich auch noch verabscheue."

„Wie verstehen Sie das?" frug Marianna in athemloser Spannung.

„Möge Dein Geschick sich erfüllen, unglückliches Weib! — So lebe er denn, da Dein Leben für immer an das seinige gefesselt ist!"

„Ach! — Dank, Irenée, Dank!"

„Möge er leben, um das Maaß seiner Vergehen zu füllen und bis an's Ende Ihren Fluch zu verdienen!"

Marianna hörte ihn nicht mehr.

Sie war vor Irenée niedergesunken, hatte seine beiden Hände ergriffen und bedeckte sie mit Küssen und Freudenthränen.

Er entriß sich gewaltsam diesen wilden Freudenausbrüchen, die ihm schmerzlicher waren, als vorher Marianna's Zorn, und sprach mit bebender Stimme:

„Ich glaube nicht, daß Sie noch ein anderes Opfer von mir verlangen werden, nachdem ich Ihnen meine Würde geopfert habe. Scheiden wir also, Marianna, und diesmal — für ewig!"

„Für ewig?" wiederholte sie fast mechanisch.

„Leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl und — meinen heißesten Dank!" rief Marianna, aus dem Zimmer stürzend.

Zehn Minuten darauf, stieg auch Irenée in den Garten der Mairie hinab, um nur frische Luft zu athmen; er war dem Ersticken nahe.

„Ach! da sind Sie ja endlich!“ rief ihm Herr Blanchard zu, auf ihn zueilend und seinen Arm erfassend; „kommen Sie, die Gräfin d'Ingrande und die Marquise von Pressigny müssen bereits angekommen sein.“

Irenée ließ sich willenlos fortziehen.

Sie traten beide in den Concertsaal.

Die zwölf Pyrenäensänger hatten so eben ihren Nationalgesang beendet, in welchem sie vollkommen die Idee einer Reihe von Orgelpfeifen versinnlicht hatten.

Das ganze Auditorium, mit Ausnahme der Gräfin d'Ingrande und ihrer Schwester, klatschte enthusiastischen Beifall.

Wir haben bereits gesagt, daß die beiden hohen Damen sich nur auf wiederholtes und dringendes Bitten des Herrn Maire herbeigelassen hatten, die Versammlung mit ihrer Gegenwart zu beehren.

Uebrigens hatten sie ihre Abneigung, sowohl durch ihre übertrieben einfache Toilette, wie durch ihr möglichst spätes Erscheinen, in deutlichster Weise kund gegeben.

Dennoch hatten sie Amelie mitgebracht.

Nichts von alle dem, hatte den Herrn Maire von la-Teste, einen heruntergekommenen, verschuldeten Edelmann und ehemaligen Pagen Karl X., abgehalten, bei ihrem Empfange alle Traditionen des alten Hofes wieder in seinem

Gedächtnisse hervorzusuchen und seine Vertrautheit damit zu beweisen.

Die besten, das heißt, die allervordersten Plätze waren den Damen vorbehalten worden; allein die beiden Schwestern beharrten aus Caprice darauf, ihre Plätze gerade im allerhintersten und dunkelsten Winkel des Saales zu wählen.

Trotzdem gewahrten sie Irenée sogleich bei'm Eintreten, und gaben ihm einen Wink, näher zu treten.

„So kommen Sie doch!" rief die Gräfin ziemlich laut, als Irenée nahe genug war, um sie allenfalls auch zu verstehen, wenn sie leiser gesprochen hätte; „kommen Sie doch! Wir kommen uns hier unter dieser Menge wie ein paar Verirrte vor."

Irenée, dem Herr Blanchard unerbittlich auf Schritt und Tritt gefolgt war, sann auf eine geschickte Anrede.

„Was ist Ihnen denn?" frug die Gräfin. „Hat Sie etwa das schauderhafte Geheul dieser Bänkelsänger in solches Entzücken versetzt? Sie scheinen mir ganz zerstreut."

„Das eben nicht; allein ich fürchte mich vor Etwas," antwortete Irenée mit einem mißlungenen Versuch zu lächeln.

„Was fürchten Sie?"

„Ich fürchte, daß Sie es in der nächsten Minute bereuen werden, mich zu sich gerufen zu haben."

„Wie so? —"

„Ja, ja, denn Sie sehen einen Wortbrüchigen vor sich, einen Hochverräther —"

„Machen Sie mir nicht Angst!“

„Einen Menschen, der Ihr unschätzbares Vertrauen auf das Abscheulichste mißbraucht hat,“ schloß Irenée seine Exorte, den hinter ihm stehenden Blanchard demaskirend.

„Aber — erklären Sie Sich deutlicher!“

„Frau Gräfin, Frau Marquise, ich erlaube mir, Ihnen in diesem Herrn — Herrn Blanchard vorzustellen.“

Wie Irenée vorausgesehen, blieben die beiden Schwestern wie verdutzt, ob dieser unvermutheten Präsentation.

Herr Blanchard, der nunmehr im vollen Lichte stand, ergriff ganz ungenirt das Wort.

„Ich bin es, meine Damen,“ sprach er lächelnd, „auf den das ganze Gewicht Ihres Zornes fallen muß, und Sie sehen mich bereit, mich jedweder Strafe, mit Ausnahme einer nochmaligen Verbannung von Ihrem Angesichte, zu unterwerfen. Herr von Tremeleu ist von mir zu diesem Schritte gezwungen worden, wie er Ihnen später selbst sagen wird. Einstweilen war ich Ihnen und mir selbst eine Restituirung schuldig —“

„Eine Restituirung?“ wiederholte die Gräfin verwundert.

„Erinnern Sie Sich nicht mehr —?“

Und zugleich balancirte er einen Louisd'or zierlich auf den Fingerspitzen.

Die Gräfin mußte wider Willen lächeln.

„Herr von Tremeleu hatte Recht, mein Herr, als er



uns sagte, Sie pflegten stets ihr Ziel zu erreichen," nahm jetzt die Marquise von Pressigny das Wort.

Blanchard machte ihr eine besonders ehrerbietige Verbeugung.

„Und dennoch würde ich dießmal daran verzweifelt sein," sprach er dann, „wenn meine, übrigens sehr begreifliche Beharrlichkeit nicht von einer sehr unschuldigen Ausflucht unterstützt worden wäre."

„Das geht Sie allein an," versetzte die Marquise.

„Wie so, Madame?"

„Die Frau Marquise hat ganz recht," mischte sich Irenée in's Gespräch; „Sie sind in der Festung, das Schwierigste ist gethan. Ob Sie durch List, Gewalt, oder in Güte hineingekommen, gilt gleich: im Kriege geht es einmal zu wie im Kriege! An Ihnen ist es nun, sich im Platze zu behaupten und Ihren Triumph vergessen zu machen."

„Und wir erklären Ihnen sogleich ganz offen, daß wir uns dessen so lange wie möglich erinnern werden," fügte die Marquise von Pressigny hinzu.

Herr Blanchard faßte sie unverwandt in's Auge und nahm nach einiger Zeit neben ihr Platz.

Amelie saß auf der anderen Seite, zwischen ihrer Tante und ihrer Mutter. Sie hatte nur Augen und Ohren für das Concert, das erste, dem sie in ihrem Leben beiwohnte.

Seit einigen Minuten war ihr Blick mit ganz besonderer Aufmerksamkeit auf die Orchestererhöhung gerichtet,

auf der so eben eine, vom Maire in eigener Person höchst ceremoniell geführte Dame erschien.

Amelie ergriff plötzlich den Arm der Gräfin d'Ingrande.

„Ach Mama!“ rief sie halblaut, „sehen Sie nur — das ist ja die Dame von heute Morgen!“

Die Gräfin blickte rasch hin; es war in der That Marianna.

Der Maire, der von irgend einem der Badegäste erfahren, welch' eine Kunstberühmtheit la-Teste so glücklich sei zu beherbergen, hatte Marianna im Laufe des Tages persönlich gebeten, das Fest durch ihre Mitwirkung zu verherrlichen und für die Armen zu singen. Marianna, welche die Beute von tausend Besorgnissen, und vom Unfall des vorigen Tages noch etwas angegriffen war, hatte es anfänglich abgelehnt. Jetzt aber, nachdem Irenée's Zusage sie vollkommen beruhigt und ihr die Gesundheit wiedergegeben hatte, fühlte sie sich in der Freude ihres Herzens verpflichtet, ihren Entschluß zu ändern, und den wiederholten Bitten des Herrn Maire nachzugeben.

Ein Murmeln der Neugierde und des Beifalls, war bei der Nachricht, daß sie singen werde, durch den ganzen Saal gelaufen. Marianna's Name und der Ruf ihres großen Talentes waren hinreichend bekannt, um den Ortsarmen eine reichliche Ernte zu sichern.

Sobald sie daher auf der bescheidenen Orchestererhöhung erschien, ward sie mit einem Beifallsstürme begrüßt, der zunächst ihrer Schönheit galt. Jetzt, wo sie

nicht mehr für Philipp's Leben zu zittern brauchte, hatte sich in der That eine Strahlenglorie über ihre ganze Person ergossen: ihre Augen schweiften frei über die Versammlung hin; ein Lächeln des Triumphes, und zugleich der Güte, umspielte ihre Lippen und ließ zwei Reihen der wundervollsten Perlenzähne sehen; ein tiefes und regelmäßiges Athmen hob die Wellen ihrer breiten Brust; seit lange hatte sie sich nicht so heiter, so gut disponirt gefühlt.

In diesem Momente begegneten ihre umherschweifenden Blicke, denen der Gräfin d'Ingrande. Eine dunkle Purpurröthe überflog einen Augenblick Marianna's Gesicht; aus der Gegenwart und dem Anblicke dieser ihr bereits verhaßten Frau, schöpfte sie eine nur um so höhere Kunstbegeisterung. Gehoben durch das Murmeln der Bewunderung, das sie rings um sich her vernahm, stolz auf ihr Talent, beschloß sie die Gelegenheit zu benutzen, um sich für die am Morgen erlittene Beschimpfung durch ihren jetzigen Triumph zu rächen.

Marianna sang etwa eine halbe Stunde lang, sich dazu selbst auf dem Piano begleitend. Nie hatte sich eine Seele voller und inniger in eine menschliche Stimme ergossen, und noch nie hatte diese Stimme abwechselnd so mächtig und voll, so weich und lieblich, so zärtlich und so gebieterisch geklungen. Sie haschte nicht nach jenen extravaganten Effekten, welche darauf abzielen, den Kehlkopf in eine Cascade zu verwandeln; sie blieb den Traditionen der großen und einfachen Meister getreu; sie war

selbst ergriffen, und strebte nur danach, Andere zu ergreifen; sie wollte ihre eigene Begeisterung auf Alle übertragen, die ihr in diesem Augenblicke zuhörten. Nicht die Sängerin von Profession saß am Piano, sondern das begeisterte Weib. Sie erhob ihre Stimme zu einer an die Unmöglichkeit streifenden, schwindelerregenden Höhe, die man nicht ohne Gefahr erklimmt, — wie uns Hoffmann's Antonie lehrt — sie riß die ganze Zuhörermenge mit sich hinauf, deren Enthusiasmus sich nur durch eine athemlose Stille kundgab. Die Zuhörer vergaßen ganz, daß sie sich in einem Concerte befanden; sie empfanden jene Beklemmung, jenen künstlerischen Magnetismus — wir möchten fast sagen, jenes angenehme Mißbehagen, welches dergleichen Kunstphänome erzeugen.

Als daher der Gesang verstummt war, als Marianna die Zuhörer aus ihren Zauberbanden entließ und dem wirklichen Leben zurückgab, da lief ein Rauschen, wie ein Seufzer der Herzenserleichterung durch den Saal, und, erst lange darauf, verwandelte sich derselbe in einen wahrhaft fanatischen Beifallsjubel.

Marianna fühlte selbst, daß sie noch nie so groß gewesen war.

„Was ist Dir denn, Amelie?" frug die Gräfin d'Ingrande, als sie die Augen ihrer Tochter voll Thränen sah.

„Ach, liebe Mutter! wie schön, wie schön!" war alles, was Amelie antworten konnte.

Die Gräfin konnte ihrerseits eine Regung des Un-



muthes nicht unterdrücken und wendete sich ab, um mit Irenée zu sprechen.

Irenée war verschwunden.

Wie hätte er es nach dem eben erlebten Auftritte mit ihr, über sich gewinnen können, sie noch einmal zu sehen — und ganz besonders sie noch einmal zu hören?

Sogleich bei ihrem Auftreten hatte er den Saal verlassen, sowohl um ihrem Anblicke zu entfliehen, als um auf Mittel zu sinnen, wie er das Versprechen, welches er sich leichtsinnigerweise von Marianna hatte entreißen lassen, Philipp Beyle gegenüber erfüllen sollte.

Es blieb der Gräfin also nur die Wahl zwischen ihrer Schwester und Herrn Blanchard, um ein Gespräch anzuknüpfen.

Aber außer der instinctiven Abneigung, welche Madame d'Ingrande gegen diesen Unbekannten empfand, wurde sie auch noch durch eine so intime Unterhaltung, in welche Herr Blanchard und die Marquise von Pressigny versunken waren, überrascht, daß sie sich wirklich nicht getraute, sie zu unterbrechen.

Herr Blanchard sprach sehr leise, und die Marquise lauschte seinen Worten in diesem Augenblicke mit einer Mischung von Interesse und Besorgniß.

„Madame," hatte Blanchard das Gespräch eröffnet," ich habe so eben einen Weg von hundertundsechzig Lieus zurückgelegt, lediglich in der Absicht, Ihnen zu begegnen."

„Mir, mein Herr?"

„Ja, Madame."



„Wenn ich diese Postmeistersprache richtig verstehe, so wollen Sie sagen, daß Sie mir von Paris hierher nachgereis't sind?"

„Noch ein ganz kleines Stückchen weiter."

„Von —?"

„Von Saint-Denis."

„Von Saint-Denis?" flüsterte die Marquise erstaunt.

„Es sind gerade vierzehn Tage, als ich mich am Sterbelager einer Person befand, deren traurigen Tod Sie ohne Zweifel schon aus den Journalen erfahren haben werden."

„Von welcher Person wollen Sie sprechen, mein Herr?" frug die Marquise, immer erstaunter.

„Von einer gewissen Madame Abadie."

„Madame Abadie!" wiederholte die Marquise, sichtlich bestürzt; „was läßt Sie vermuthen, daß ich diese Frau gekannt habe?"

„Ein höchst einfacher und natürlicher Umstand: eine Botschaft, die sie mir an Sie aufgetragen hat."

„Sprechen Sie leiser!" rief die Marquise erschreckend.

„In der That ist mir auch die äußerste Vorsicht anempfohlen worden, und darum habe ich auch diesen Ort und diese Menge gewählt, wo ich weniger Gefahr laufe ausgespäht zu werden, als überall anderwärts."

„Und — diese Botschaft?"

„Vielmehr, eine Sendung: ein kleines Kästchen, das ich Ihnen nur zu eigenen Händen übergeben soll."

„Ich weiß! —" 'sprach Frau von Pressigny, deren Augen sich aufzuheitern begannen.

Herr Blanchard beobachtete sie fortwährend. Er fing an, ein besonderes Interesse an diesem Drama zu finden, in dessen Mitte ihn der Zufall geworfen und worin er, wie er wohl fühlte, eine wichtige Rolle übernommen hatte.

„Und dies Kästchen," flüsterte die Marquise, „haben Sie es?"

„Ja."

„Es ist gut; für jetzt kein Wort weiter; meine Schwester beobachtet uns und fängt an, über unsere Unterhaltung unruhig zu werden, also brechen wir ab. Das Concert neigt sich seinem Ende zu und ich hoffe, mein Herr, daß Sie uns die Ehre erzeigen werden, uns an unseren Wagen zu geleiten."

VIII.

Philipp Beyle's Ansichten über die Frauen.

Schon seit längerer Zeit schweifte Irenée im Garten der Mairie umher, kalt und gleichgültig gegen die Reize des wonnevollen Abends, nur die einsamsten und entlegensten Gänge aufsuchend, als plötzlich ein lautes Stimmengeräusch und ein schallendes Gelächter, das aus einem, am Ende des Gartens gelegenen Pavillon kam, seine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Maschinenmäßig lenkte er seine Schritte nach jener Richtung.

Der Pavillon war glänzend erleuchtet und für den heutigen Festabend in einen Spielsaal verwandelt worden.

Aber in diesem Augenblicke waren die Ecarté- und Bouilotte-Tische so ziemlich unbesetzt; ein höchst belebtes Gespräch hatte den Sieg über die Aufregung des grünen Teppichs davon getragen.

Durch die, wegen der Wärme offen gelassenen, Fenster gewahrte Irenée etwa zwanzig Männer, die Philipp Beyle umgaben und von dessen schalkhafter Schwatzhaftigkeit höchlichst belustigt zu sein schienen.

Er war neugierig, den Gegenstand der Unterhaltung kennen zu lernen, und lauschte, von Strauchwerk verborgen, am Fenster.

Philipp Beyle sprach von den Frauen.

„Sie sind," sagte er, „der Ursprung alles Uebels und aller Unordnung auf der Welt; ich erkenne ihnen keine einzige Tugend zu, keine gute Eigenschaft — "

Es erhob sich ein allgemeiner Einspruch dagegen.

„Nein, nein!" rief Philipp, „ich bleibe dabei, nicht eine einzige Tugend! Eben so wenig im wilden, wie im civilisirten Zustande: auf Tahiti sind es die Seefahrer, und am französischen Hofe eine Armee von Mazarins, an denen sie ihre Teufeleien üben. Man rede mir nicht vom Monthyon'schen Tugendpreis: Sie Alle wissen besser, was daran ist, als ich Ihnen sagen kann; es ist nichts, als die Apotheose der alten Wirthschafterinnen und Köchinnen, die fünfzig Jahre lang regelmäßig jeden Abend demselben alten guten Manne dieselbe Nachtmütze übergestülpt haben."

„Indeß — die Rosenköniginnen — " wagte Einer zu sagen.

„Rosenköniginnen? wo denn? in Nanterres etwa? — Ei, so geht mir doch! das sind Even in einem Pa-

radiese ohne Aepfel; da ist es nicht schwer, der Schlange zu widerstehen."

„Sie werden aber doch nicht läugnen können, mein Herr," sprach eine ältliche Personnage mit goldener Brille im feierlichen Tone, „daß die Geschichte uns eine Menge Beispiele von Frauen liefert, welche — "

„O ja, o ja, ich weiß. Um eine tugendhafte Frau zu bezeichnen, sagt man: eine Lukrezia, und die Agnes aus Moliere's Schule der Frauen hat einem ganzen Geschlechte von unschuldigen Naivetäten ihren Namen gegeben. Sie müssen mir zugeben, daß das zwei Beispiele sind, die einer Mystification so ähnlich sind, wie ein Wassertropfen dem andern. Nun, und weiter?"

Der Herr mit der goldenen Brille fragte sein Gedächtniß, aber sein Gedächtniß blieb ihm die Antwort schuldig.

„Sehen Sie," fuhr Philipp fort, „in Betreff der Frauentugend hat es nur einen verständigen Mann in der Welt gegeben, und das war Derjenige, der das Decret zu seinem eigenen Nutz und Frommen erlassen hatte: „Die Frau des Cäsar darf nicht einmal verdächtigt werden." Hierauf hat er sich vergnügt die Hände gerieben und ruhig auf's Ohr gelegt. Das lasse ich mir gefallen! Der sah doch wenigstens klar, warum es sich handelte, und hat die Frage mit einem einzigen Worte entschieden und erledigt."

„Mag es um die Tugend sein," lispelte mit süßem Tone ein Mann im mittleren Alter; „in Betreff dieses

Capitels bin ich nicht ganz abgeneigt, den Scepticismus dieses Herrn zu theilen. Aber ihnen andere schätzenswerthe Eigenschaften absprechen, oder sie ihnen überhaupt alle absprechen wollen, wie ich verstanden zu haben meine, das scheint mir denn doch eine etwas zu starke Behauptung."

Es ist nicht zu beschreiben, mit welchen sanften Flötentönen der Herr diese Thesis aufstellte.

„Wie so — zu stark? was für schätzenswerthe Eigenschaften wollen Sie an ihnen entdeckt haben?" frug Philipp.

„Je nun — ihr — ihre Zärtlichkeit, ihr feines Gefühl —"

„Das ist Sache der Narren, weiter gar nichts; das Herz hat nichts damit zu schaffen. Sie vergießen eben so viele Thränen über den Tod ihres Lieblingsmopses, wie über den ihres Mannes. Das ist nur Manie, keine Leidenschaft. Glauben Sie mir, gerade in der Scala des Gefühls spricht sich ihre absolute Niedrigkeit am offenbarsten aus. Keinen Begriff von Ehre: ein Weib war es, das ihren geohrfeigten Liebhaber abhielt, sich zu schlagen. Keine Großmuth: ein Weib war es, das den armen Latude dreißig Jahre lang, in der Bastille verfaulen ließ. Keine Poesie: lesen Sie Joconde, und fragen Sie Sich dann, warum eine Frau einen stupiden Zwerg ihrem schönen und geistreichen Manne vorziehen konnte? — Die Liebe einer Frau — ei, so gehen Sie doch! Vor allen Dingen, sie hat keinen Bestand, und

wenn ja, so geschieht es nicht aus Liebe, sondern aus Gewohnheit, aus Berechnung, aus Stolz.“

„Nun dann: die Erhabenheit der Mutterliebe?“

„Der Pelikan übertrifft darin jede Frau.“

„Die Geschichte vom Löwen und der Mutter in Florenz?“

„Der Löwe ist es, der die schönste Rolle dabei spielt.“

Je schlagender die Antworten waren, je hartnäckiger war Jener in seinen Citaten.

„Mit aller Ihrer Satyre,“ sagte der Gegner, „werden Sie Antigone, ihren Vater säugend, nicht hinwegwischen.“

„Das nicht, aber ich werde ihr jene Frau gegenüber stellen, die bei einer Belagerung von Paris ihr eigenes Kind gebraten und gegessen hat.“

Auf dieses letzte Beispiel wagte eine Weile lang Niemand mehr, etwas zu erwiedern.

„So viel vom Herzen,“ sprach Philipp weiter; „wollen wir nun noch vom Geiste reden? Wozu? Wenn vom Geiste die Rede ist, so denkt man an Voltaire, an Rivarol, an Beaumarchais, an Legionen geistreicher Männer, bevor man einmal auf einen Frauennamen stößt. Ihre Industrie? Das, was sie heute machen, das macht morgen ein Webstuhl, oder irgend eine andere Maschine. Ihre Heiterkeit? Wo haben Sie schon eine wirklich heitere Frau gesehen? Nirgend! Eine heitere Frau ist etwas nicht Denkbares. Sie können lebhaft, geschwätzig, beißend, spöttisch sein, aber niemals — heiter.“

Ein Theil der Anwesenden gab seine Zustimmung.

„Die Mehrzahl der Frauen stirbt, wenn sie eben anfangen, zu altern; alle Statistiker bestätigen dies. Finden Sie nicht, daß das Schicksal dadurch ihre absolute Entbehrlichkeit über diesen Zeitpunkt hinaus auf das Eclatanteste habe darthun wollen? Und welche traurige Rolle spielen in der That alte Frauen in der Gesellschaft! die der Krankenwärterinnen, der Klatschschwestern, oder abschreckender Gespenster. Eine Großmutter kann die Zuneigung ihres Enkelchens nur unter der Bedingung erringen, daß sie die Taschen fortwährend mit Kuchen gefüllt hat, und sie ist in den Augen Anderer nur insoferne erträglich, als ihr Kleid und ihre Haube den artistischen Charakter einer vergangenen Zeit darstellen."

„Arme Großmütter! Auch ihr werdet nicht verschont!" rief eine Stimme, die Irenée wieder zu erkennen meinte.

„Soll ich nun zum Schlusse kommen?" frug Philipp.

„Ja, ja!" riefen Viele.

„Aber ich sage Ihnen im Voraus, daß ich mich himmelweit von den Traditionen französischer und deutscher Dichter entferne, die ihrer Leyer so volle Accorde zum Lobe der Frauen entlocken."

„Immer zu!

„Nun denn, mein Glaube ist folgender: das Weib hat nur durch ihre Reize einen Werth, so lange es jung ist, durch seine Fruchtbarkeit, wenn es zur Reife gelangt ist, ist aber zu gar nichts mehr nütze in der Welt, wenn es alt geworden ist."

Ein allgemeines Gelächter beantwortete diese Posse beifällig.

Indeß wagte doch Jemand, einen Einspruch zu erheben:

„Das Böse, was Sie von den Frauen sagen, beweis't zweierlei: entweder, daß Sie schon sehr viel durch sie gelitten haben, oder daß Sie noch sehr viel durch sie leiden werden.“

Der diese Worte gesprochen, war Herr Blanchard.

Einige finstere Runzeln zeigten sich bei dieser Prognose auf Philipp Beyle's Stirn, indeß hatte er sich zu weit vorwärts gewagt, um noch zurücktreten zu können; auch fühlte er sich zur Entgegnung gereizt.

„Ich, jemals durch Frauen leiden?“ rief er, nachdem er Herrn Blanchard mit einer leichten Verbeugung begrüßt hatte, wie ein Fechter auf dem Fechtboden seinen Gegner begrüßt; „das hieße ihre Wichtigkeit anerkennen, und vor der Hand wenigstens fühle ich mich noch nicht geneigt, dies zu thun.“

„Hüten Sie sich! Stärkere und Größere wie Sie, haben schon ihr philosophisches Gebäude in Folge eines einzigen Fächerschlages zusammenstürzen gesehen.“

„Wer waren diese? Kann man angebliche Kolosse, die sich von Weibern den Kappzaum überwerfen lassen, auch in Wahrheit Kolosse nennen? Haben Sie sie gemessen? Das wahre Genie steht vereinzelt da, seien Sie dessen versichert. Homer hat seinen Ruhm mit keinem Weibe getheilt. Newton stirbt als Junggeselle. Blicken Sie um sich in der Geschichte; wahrhaft große Geister,

wie Christoph Columbus, Guttenberg, Shakespeare und Andere werden sie nie mit einem Gefolge von Geliebten erblicken. Ich hoffe, daß Sie das Genie dieser Männer nicht bestreiten werden. Und wen haben Sie ihnen entgegenzustellen? Molière etwa? Aber Molière hat seine Feder niemals zum Lobe der Frauen eingetaucht, sondern, um sich über sie lustig zu machen und sie zu lästern; sein Geist war fortwährend nur darauf bedacht, die Mißhandlung seines Herzens zu rächen. Oder Dante? Seine neunjährige Beatrix war nur der bitterste Hohn. Oder Petrarka? — Ach, der arme Petrarka! man kann ihn eben so gut einen Gänserich als einen Schwan nennen!"

„Das sind Scherze und Paradoxen!" brummte Blanchard.

„Nichts weniger; mein vollkommenster Ernst. Und dann will ich auch einmal für mich selbst sprechen. Ich biete den Frauen Trotz, daß sie mich auf meinem Wege aufzuhalten, oder ihn mir zu versperren vermögen. In Ermangelung anderer Verdienste besitze ich wenigstens den Stolz meines Geschlechts und bin stolz auf seine Privilegien. Man sagt, daß die Liebe zu großen Thaten antreibe; das ist vielleicht möglich, aber ich bedaure die Männer von Grund meines Herzens, die nur um der Frauen willen große Thaten verrichten. Eine Schlacht um eines Kusses oder einer Bandschleife willen liefern, ein Dampfschiffsystem in der Hoffnung erfinden, um als Belohnung einen zärtlichen Blick aus schönen Augen zu

erhaschen, das sind keine Großthaten, sondern herabwürdigende Schwächen. Ich gelobe aber auch —"

„Geloben Sie nichts!" warf Blanchard schnell ein.

„Nun denn: so schwöre ich!" rief Philipp lachend.

„Ich rathe Ihnen wohlmeinend, nicht zu schwören."

Indem Herr Blanchard diese Worte sprach, blitzte ein eigenthümliches Feuer aus seinen Augen; sein Ton ward immer schärfer und gereizter; man fühlte, daß diese beiden Männer auf dem Punkte standen, in ernstlichen Streit mit einander zu gerathen.

Schon hatte sich ein schweigender und aufmerksamer Zuhörerkreis um sie gebildet.

Herr Blanchard ergriff zuerst wieder das Wort:

„Ich will versuchen, so höflich wie möglich zu sein, um Ihnen zu sagen, daß ich nicht an Ihre vorgebliche Prätention glaube, sich dem Einflusse der Frauen ganz zu entziehen."

Dieser Anfang war ein sehr bestimmter.

Philipp Beyle machte eine heftige Bewegung.

„Seien Sie unbesorgt," setzte Blanchard schnell hinzu, „ich werde Ihnen nicht mit gelehrten Citaten antworten."

„Das ist Schade," sagte Philipp spöttisch.

„Ich werde meine Argumente nicht aus Geschichtsbüchern und Encyclopädien schöpfen; es sind wirklich lebende, und das giebt ihnen eine Ueberlegenheit —"

„Ich verstehe Sie nicht!" warf Philipp kurz hin.

„Sie werden mich sogleich verstehen. Sehen Sie, ich bin gewohnt, meine Meinung überall und jederzeit

laut auszusprechen und es war mir daher eine Qual, Ihnen seit einer halben Stunde schweigend zuzuhören. Wer mich kennt, der weiß, daß ich mir damit einen furchtbaren Zwang auferlegt habe. Nicht, daß ich Ihrem Geiste und Ihrer guten Laune nicht volle Gerechtigkeit widerfahren ließe — der eine, wie die andere sind ohne Zweifel höchst brillant — aber Ihre Theorien erscheinen mir um so gebrechlicher und Ihr Glaubensbekenntniß um so gewagter, als ich weiß, daß ich nur ein Wort zu sagen, nur eine Druckfeder zu berühren brauche, um Sie zu einem schlagenden Widerspruch mit sich selbst zu nöthigen."

„Ich muß Sie bitten, sich deutlicher zu erklären, mein Herr," versetzte Philipp etwas unruhig, „denn bis jetzt sprechen Sie in Räthseln."

„Sei es; da Sie es wünschen, will ich mich ganz verständlich machen. Hier dicht neben an im großen Salon befindet sich ein junges, schönes, intelligentes Weib, das wir Alle gehört, und dem die Mehrzahl von uns enthusiastischen Beifall gespendet hat: die Marianna —"

Philipp erbebte.

„Sie vergessen —" murmelte er.

„Ich vergesse nichts, wie Sie sogleich sehen werden. Die Marianna — ich nenne sie hier nur bei ihrem ruhmvollen und geachteten Künstlernamen, — die Marianna soll, wie man sagt, durch Bande gefesselt sein, um die Sie viele Männer beneiden, die aber, Ihrem Prinzipe

zufolge, für Sie ohne Zweifel sehr leicht und vor allen Dingen sehr zerreißbar sind, mit einem Worte, die Marianna ist — Ihre Maitresse."

„Mein Herr —"

„Das ist notorisch; Sie selbst haben sie vor dem ganzen Londoner, dem Brüsseler und dem Publikum vieler anderen Städte als solche zur Schau gestellt —"

„Genug, genug, mein Herr!" rief Philipp mit Ungestüm. „Es giebt Gegenstände der Unterhaltung, welche schon die Gesetze der Schicklichkeit zu berühren verbieten."

„Berühren, ja, ja, das war es eben," versetzte Herr Blanchard sehr ruhig; „ich habe die richtige Druckfeder berührt, wie ich vorhersagte."

Philipp hielt an sich; er hatte an einem Spieltische gestanden und ging jetzt zum Kamin, gleichsam um durch die körperliche Bewegung die geistige Aufregung im Schach zu halten. Er lehnte sich mit beiden Ellenbogen rückwärts auf den Kaminsims und stützte den einen Fuß auf das Kamingitter, in dieser eben so nachlässigen wie trotzigen Stellung die weiteren Angriffe Blanchard's erwartend.

„Wohin wollen Sie denn kommen, mein Herr?" frug er ihn.

„Zu einem Vorschlage."

„Lassen Sie hören."

„Wenn Ihre so eben ausgesprochene Thesis nichts anderes sein sollte, als ein geistreiches Witzgefecht, so wird Ihnen mein Vorschlag ganz natürlich erscheinen, und Sie

werden ihn als die einfachste Sache von der Welt aufnehmen, als einen wiederaufgewärmten Scherz aus den Zeiten der Regentschaft. Im entgegengesetzten Falle aber —"

„Nun?"

„Werden Sie zornig auflodern und Ihr Zorn wird mir insofern Recht geben, als er alle Ihre so eben ausgesprochenen Behauptungen und philosophischen Systme in Bezug auf die Frauen über den Haufen wirft."

„Zur Sache, mein Herr!"

„Ich komme sogleich dazu, und die Schlußphrase meines langen Präambulums soll Sie und die werthe Gesellschaft nur um Entschuldigung bitten, wenn mein Vorschlag etwas veraltet, oder theatralisch erscheint —"

Philipp Beyle suchte in Herrn Blanchard's Augen zu lesen, dessen Kaltblütigkeit ihn im gleichen Grade reizte wie sie ihm imponirte.

„Nochmals, mein Herr, zur Sache!"

„So hören Sie denn. Ich setze Alles, was Sie wollen, diesen Diamant, zum Beispiel, — (und dabei zog er einen Ring vom Finger) — einen Solitair vom reinsten Wasser und von königlichem Werth, ich setze ihn im Ecarté, oder in jedem anderen Spiele, das Ihnen belieben wird, zu wählen, gegen — die Marianna."

Philipp schnellte wie elektrisirt in die Höhe.

„Soll das ein plumper Scherz, oder eine Beschimpfung sein, mein Herr?" rief er, einen Schritt gegen Blanchard vortretend.

Dieser blieb im Gegentheil ganz ruhig und lächelnd.

„Nun, habe ich nicht richtig prophezeit?" wendete er sich zu den Umstehenden.

Und ohne anscheinend Philipp's Zorn, sein todtenbleiches Antlitz, seine bebenden Lippen zu bemerken, fuhr er, zu diesem gewendet, fort:

„Wollen Sie die Frauen ferner noch verleugnen? Sie sehen, wozu sie Sie bringen können. Ich dürfte nur noch ein einziges Wörtchen hinzusetzen, so würden Sie mich fordern, und weshalb? — um einer Frau willen; — Sie würden Sich mit mir schlagen, und weshalb? — um einer Frau willen — und nehmen wir an, ich brächte Sie um, so wäre es immer nur eine Frau, die Ihren Tod veranlaßt hätte."

Philipp Beyle sah Blanchard einige Secunden schweigend und mit Blicken an, in welchen sich verhaltene Wuth, Verwirrung und Bestürzung aussprachen.

„Um ein Weib spielen," murmelte er endlich zwischen den Zähnen, „das ist mehr als theatralisch, das ist verrückt! denn weder Sie noch ich haben das Recht, dieses Weib ohne seine Einwilligung auf eine Karte zu setzen. Ihr Vorschlag kann also nur darauf abzielen, mich den Rechten entsagen zu lassen, die ich, wie Sie voraussetzen, auf die Marianna habe."

„Und wenn ich es denn nun so meinte?" erwiederte Blanchard mit derselben Ruhe und demselben Lächeln wie vorher!

Schon waren die Spötter auf Blanchard's Seite getreten.

Philipp begriff das Gefährliche seiner Situation und bot ihr mit der äußersten Anstrengung seines Stolzes Trotz.

Er trat an den Spieltisch, ergriff ein Packet Karten und rief, zu Blanchard gewendet:

„Wohlan, mein Herr, ich nehme die Partie an!“

Seine Stimme klang gereizt, seine Bewegungen waren krampfhaft, aber sein Gesicht erschien ruhig.

Wäre die Aufmerksamkeit der Gesellschaft nicht so ausschließlich durch diese Scene gefesselt worden, so würde man eine sonderbare Bewegung und ein leises Rascheln in dem Strauchwerk bemerkt haben, das einen grünen Vorhang vor dem offenen Fenster bildete und Irenée von Tremeleu als Beobachtungsposten diente.

„Sind Sie bereit, mein Herr?“ sprach Philipp barsch.

Er mischte schon die Karten.

Plötzlich verschwand das Lächeln von Blanchard's Gesicht und er sprach im ernstesten Tone:

„Mein Herr, das Factum Ihrer Annahme genügt, um alle meine Zweifel zu beseitigen, und ich stehe keinen Augenblick mehr an, Ihnen dies, einem so eclatanten Beweise gegenüber, zu bekennen. Lassen wir also unsere Discussion auf sich beruhen, die ich gleich von Anfang an nicht weiter zu treiben beabsichtigte, und aus der Sie übrigens mit allen kriegerischen Ehren hervorgehen.“

„Soll das etwa eine neue Wette sein?“

Herr Blanchard machte eine verneinende Geberde.

„Also am Ende wohl gar Großmuth?“ fuhr Philipp höhnisch fort. „In dem Falle muß ich Ihnen sagen, daß ich nicht der Mann bin, der sich so leicht aus dem Felde schlagen läßt. Jetzt will ich spielen. Sie hatten so eben Recht, ich erkenne das: meine Theorien müssen bewiesen werden, wenn sie gelten sollen, und das Wort Aufschneiderei darf hier unter keiner Bedingung auch nur gedacht werden. Sie sind es, der die Discussion bis zur äußersten Spitze getrieben hat, und so möge sie denn zur Entscheidung kommen. Hier sind die Karten, fangen wir an, mein Herr.“

Herr Blanchard rührte und regte sich nicht.

Als Duellzeuge für den nächsten Morgen engagirt, konnte er die Partie gegen Philipp nicht auf eigene Rechnung eingehen.

„Nun denn — Sie oder ein Anderer!“ rief Philipp immer exaltirter; „wer von Ihnen will an Herrn Blanchard's Stelle treten? wer will sich zum Verfechter des schönen Geschlechtes hergeben?“

Ein junger Mann entschloß sich, an den grünen Tisch zu treten, ein junger Mensch, roth wie eine Mohnblume im Gesicht, sehr zierlich und elegant, aber nichtsdestoweniger mit ziemlich fester Haltung, wahrscheinlich der Sohn irgend eines reichen Gutsbesitzers aus der Umgegend von Bordeaux.

Und in der That konnte auch nur ein ganz junger, unerfahrener Mensch eine solche Ausforderung annehmen

Philipp unterdrückte eine Geberde der Ueberraschung.

Ein dichter Zuschauerkreis schloß sich um den Spieltisch.

Irenée hatte genug gesehen und gehört; er fühlte, daß er sich nicht länger würde beherrschen können und entfloh durch den Garten, um einen Ausbruch seiner Empörung zu vermeiden.

Seine Fäuste waren krampfhaft geballt, seine Brust hob sich ungleich und keuchend.

Er war noch nicht zwanzig Schritte weit gekommen, als er sich bei'm Umbiegen um eine Hecke Mariannen gegenüber sah.

Sie war strahlend vor Heiterkeit; der doppelte, heute Abend davon getragene Triumph, erfüllte sie mit Wonne und Seligkeit.

Bei ihrem Anblicke stieß Irenée einen fast wilden Schrei aus.

„Sie hier!“ rief er; „Sie kommen im rechten Augenblicke; kommen Sie, kommen Sie!“

Marianna fuhr erschrocken zurück.

„Was ist Ihnen denn?“ frug sie.

„Kommen Sie nur!“ wiederholte Irenée, sie bei der Hand fassend und gewaltsam an das Fenster des Spielpavillons ziehend.

Die Partie hatte bereits begonnen; es war eine Ecarté-Partie; alles um die Spieler her war verstummt, nur Philipp Beyle strengte sich an, noch scherzhaft fortzusprechen.

„Blicken Sie dorthin!“ flüsterte Irenée, auf Philipp zeigend; „das ist der Mann, dessen Leben Sie retten wollen, der Mann, dem Sie Alles geopfert haben! Wissen Sie, was er so eben dort thut? laut, öffentlich, vor aller Welt?“

„Irenée, Sie entsetzen mich!“

„Er spielt um Sie, Marianna, um Sie! er verspielt Sie gegen den Ersten, Besten, gegen irgend welchen beliebigen Einsatz! Sie sind der Preis dieser Partie, die unter den Augen von zwanzig, dreißig Zuschauern gespielt wird!“

„Ha! — das ist nicht wahr!“

„Sie glauben mir nicht? — So warten Sie; sehen und hören Sie selbst!“

Fast im selben Augenblicke erhob Philipp die Stimme und rief seinem Gegner scherzhaft zu:

„Das Glück begünstigt Sie, mein Herr; noch ein Paar Stiche, und die Marianna gehört Ihnen —“

Ein gellender Aufschrei ließ sich vom Fenster her vernehmen.

Alle Welt stürzte aus dem Pavillon, Philipp voran.

Marianna lag besinnungslos auf dem Grase ausgestreckt.

Irenée kniete neben ihr.

„Niederträchtiger! dreimal Niederträchtiger!“ schrie er Philipp im höchsten Wuthparoxismus zu.

Ein Theil der Anwesenden warf sich zwischen die bei-

den jungen Männer, während ein anderer Theil bemüht war, Marianna wieder in's Hôtel zurückgetragen.

— — — — — — — — — — — — — —

Zur selben Zeit trat die Marquise von Pressigny in ihr Zimmer.

Sie schickte ihre Kammerfrau früher wie gewöhnlich fort, schob den Riegel vor die Thüre und zog die dichten Fenstervorhänge zu.

Nachdem sie alle diese Vorsichtsmaßregeln getroffen, wickelte sie ein, von Herrn Blanchard bei'm Einsteigen in den Wagen ihr eingehändigtes Käßtchen aus ihrem Umschlagetuche und öffnete es mit vor Ungeduld zitternden Händen.

Zuerst zog sie ein, mit allerhand sonderbaren Zeichen bedecktes Pergament daraus hervor, und überflog es rasch mit den Augen.

Ihre Blicke drückten Befriedigung und Triumph aus.

Dann forschte sie von neuem im Käßtchen.

Unter mehreren anderen Pergamenten lag ein unbekanntes Ordenszeichen.

Es war ein goldener Stern mit sieben Spitzen, reich mit Edelsteinen besetzt, und an einem azurblauen, breiten Bande.

Das Ganze lag auf einem weißen Atlaskissen.

Die Marquise von Pressigny stand einen Augenblick unbeweglich, und wie geblendet von dem Blitzen der Edelsteine.

Endlich kam sie wieder zu sich, nahm das Ordenszeichen heraus, und hielt es nahe an die Kerzen.

„Großmeisterin!“ lispelte sie stolz vor sich hin: „Großmeisterin der Freimaurerei der Frauen!“

IX.

Ein Duell auf den Dünen.

Nach dem öffentlichen Scandal vom vorigen Abend war das zwischen Irenée von Tremeleu und Philipp Beyle beschlossene Duell ganz unvermeidlich geworden.

Mit Anbruch des Tages legte ein von Péché geführtes Boot in geringer Entfernung vom Hôtel zum Globus an, in welches bald darauf die beiden Gegner, begleitet von Herrn Blanchard, einstiegen.

Das Boot stieß ab und nahm seine Richtung nach den Dünen zu.

Eine ziemlich heftige Bö furchte die sonst so glatte Fläche des Beckens von Arcachon und der Himmel war mit grauen Wolken bedeckt.

Trotzdem die Ueberfahrt länger als eine Stunde währte, sprach keine der vier Personen, die in dem Boote waren, während derselben ein Wort. Außer den düsteren Gedanken, mit denen jede von ihnen beschäftigt war, schien

der eigenthümliche Anblick der Dünen, die mit jedem Ruderschlage in größeren Linien vor ihnen aufstiegen, Stillschweigen zu gebieten.

Es waren nicht mehr, wie an jenem Tage zuvor, riesenhafte, phantastische Mauern, auf denen das Licht die wunderlichsten Effecte erzeugte; mit der Sonne war auch das Zauberhafte des Bildes verschwunden und es blieb nur noch ein düsteres Chaos, eine öde Wüste.

Und dennoch war dieses Chaos, diese Wüste, mit keiner anderen derartigen Gegend zu vergleichen. Dieser Theil der französischen Küste ist noch von zu wenigen Personen explorirt worden, als daß wir uns nicht versucht fühlen sollten, deren Ansicht in einigen flüchtigen Zügen zu schildern.

Diese Kette von Dünen, welche die gascognische Küste umsäumt, erstreckt sich in einer Linie von sechzig bis siebzig Stunden.

Auf dieser ganzen Strecke, das heißt, von der Mündung der Garonne, bis zu der des Adour, vom Thurme von Corduan, bis zur Bay von Saint-Jean-de-Lux, bildet der Sand eine Reihe von Hügeln, von grauen Miniaturalpen, die der Regen verwittert, der Sturm in den bizarrsten Formen modellirt und die Sonne gehärtet hat. Es ist ein zweiter Ocean neben dem wirklichen, gleichsam versteinerte Wogen neben den lebenden Wogen.

An der Stelle dieser starren, unfruchtbaren Massen erhoben sich ehemals Städte; die Einbiegungen dieser jetzt so gefürchteten Küste bildeten ehemals eben so viele

Häfen, welche dem Schiffer einen sicheren Zufluchtsort boten. Alle diese Buchten sind jetzt von einer Sandfluth überschwemmt und ausgefüllt worden; das Zerstörungswerk ist von der Natur nicht plötzlich vollführt worden, sondern nur allmälig, aber um so beharrlicher, und es hat nicht Jahrhunderte, sondern Jahrtausende zu dessen Vollendung bedurft, und seine Wirkung ist furchtbarer, verderblicher gewesen als die des Feuers und des Krieges, da sie selbst den Schauplatz dieses großartigen Elementarkampfes spurlos vertilgt hat.

Dort, wo die Wogen jetzt stöhnend ihren Schaum weithin auf den Strand werfen, erhoben sich ehedem die massiven Burgmauern des berühmten Castells von Buch, — dieser finsteren Krieger, deren Heldenthaten noch immer darauf harren, durch die Feder des Dichters verewigt zu werden. Unter diesen beweglichen Grabhügeln blühete zu Anfang des Mittelalters Mimizan, und Anchise trieb einen beträchtlichen Handel. Alles das ruht nun auf ewig unter der Sündfluth begraben.

Unweit der, fortwährend von den Wellen der Atlantis unterwaschenen, Spitze von Grave gewahren die Schiffer bei hellem und ruhigem Wetter noch deutlich Mauern und Thürme auf dem Meeresgrunde: es sind die Trümmer des alten Noviomagum's. Noch andere Städte erinnern an das Schicksal von Pompeji und Herculanum, wie z. B. Vieux-Sonlac, dessen halbversunkene Kirche ihren Thurm noch immer wie ein Nothzeichen aus den Fluthen hervorstreckt.

Der denkende Beschauer wähnt hier in einem uralten, fabelhaften Balladenbuche zu lesen. Diese zweite, trockene Sündfluth, die, wie jene biblische, langsam steigt und sich ausbreitet, diese fortgesetzten, fast unmerklichen Eingriffe des einen Elements in das Bereich des anderen, diese Geißel, vor der die Generationen unaufhörlich zurückweichen müssen, dies unaufhaltsame Verschwinden von Städten, Herrensitzen und Dörfern, diese geräuschlose Beerdigung eines vormals reichen und bevölkerten Landstriches, erschreckt und verwirrt den Geist der nachgeborenen Geschlechter, und wenn auch die Wissenschaft das Räthsel der Zerstörung noch so deutlich zu erklären sucht, beharrt doch der Verstand darauf, deren Ursachen anderwärts zu suchen.

Diese Dünen sind eben so ungleich, wie die Meereswellen, und ihre Höhe wechselt zwischen fünfzig und zweihundert Fuß, ja darüber. Einige sind vom Meere landeinwärts fast zwei Stunden breit, und in diese hat wiederum Wind und Wetter meilenlange Thäler gefurcht. Die höchsten Dünen sind die des Centrums und die heftigsten Regengüsse äußeren keine andere Wirkung auf sie, als ihre scharfkantigen Gipfel abzurunden und die Breite ihrer Basis zu vergrößern.

Ein Sturm in diesen Dünen ist ein eben so großartiges wie furchtbares Schauspiel.

Die „wie die Widder springenden Hügel" der Schrift sind dann keine eitlen Bilder mehr, sondern die Wirklichkeit selbst, in ihrer ganzen erhabenen Bedeutung. Bei

dem Brüllen des Oceans schwanken die Dünen, sie senken, sie trennen sich, sie stürzen übereinander, sie zerbröckeln; der Wind treibt sein Spiel mit den obersten Sandschichten und jagt sie wie dichte Nebelwolken hoch hinauf in die Lüfte. Dornen, Stechpalmen, die jungen Fichten, deren Wurzeln plötzlich blosgelegt werden, leisten unter Aechzen und Stöhnen vergeblichen Widerstand; wie Seegras, wie Stücken faulen Holzes, wie zerbrochene Muscheln werden sie fortgeweht.

Unter der Regierung Ludwig's XVI. beobachtete ein junger Mann, der Ingenieur Bremontier, der zum ersten Male den Golf von Gascogne besuchte, wie ein ganzer solcher Sandberg von etwa sechzig Metres Höhe während des kurzen Zeitraumes von zwei Stunden mehrere Fuß landeinwärts fortrückte. Grausen und Entsetzen faßte ihn bei dem Gedanken, daß die ganze ungeheuere Masse der vereinigten Dünen in Folge derselben Erschütterung auf dieselbe Weise fortgerückt sein mußten, wie der Hügel, an dessen Fuße er sich eben befand.

Da wagte er, über einem Projekte zu brüten, wie dieser furchtbaren Hügelwanderung Einhalt zu thun sei; er war so verwegen, dem Meere, dem Sturme und dem Sande zuzurufen: „Bis hierher, und nicht weiter!"

Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß man den jungen Mann für einen Verrückten erklärte.

Und doch errichtete, ein halbes Jahrhundert später, die staunende und dankbare Restauration demselben Bremontier eine Säule von schwarzem Marmor, inmitten

einer dieser Dünen, deren verderblichem Fortschreiten er Stillstand geboten, nur wenige Schritte von la-Teste, das sein Genie vom sicheren Untergange gerettet hat!

Bremontier's kühnes und doch so einfaches Werk wird noch täglich fortgesetzt; dichte Anpflanzungen von Fichten und Ginster bilden eine Schranke gegen die Verheerungen des Sturmes, indem sie die oberen Sandlagen festigen; endlose Reihen von Faschinen und Flechtwerk dehnen sich an der ganzen Küste hin, und leisten den anspielenden Wogen Widerstand, und sind auch durch diese Vorrichtungen die Dünen der Gascogne nicht für alle Zeiten fest gebannt, so wird doch ihr Vorrücken dadurch wesentlich langsamer und der Untergang dieser ganzen Küstenstrecke um einige Jahrhunderte verzögert.

Jede dieser Dünen hat ihren eigenen Namen, den ihr entweder Fischer, oder Harzsieder, oder auch die Geologen ertheilt haben.

Diejenigen, welche gleichsam einen Damm gegen das Becken von Arcachon bilden, heißen: la Rousse, la Pin-Turlin, la Mauvaise, le Chat, la Dufour, (die Rothe, die drehende Kiefer, die Böse, die Katze,) Namen, die theils nach ihrer Form gewählt sind, theils an irgend ein düsteres Ereigniß erinnern sollen; der letztere zu Ehren eines verdienstvollen Mairiebeamten.

Diejenige, nach welcher Péché jetzt sein Boot steuerte, hieß die Jeanne Dubois.

Sie lag etwa ein halbes Stündchen vom Strande entfernt. Schon von fern stach sie merklich von den an-



deren Dünen durch ihre größere Nacktheit, ihre augenverletzende Weiße und ihre monotonere Perspektive ab. Der kahle Gipfel glich der Stirn eines melancholischen Denkers und schien den so häufigen und immer wieder vergeblichen Anpflanzungsversuchen Hohn zu sprechen.

Man legte in einer kleinen Bay, am Fuße der Jeanne Dubois, an, deren feiner, nasser Sand an tausend und tausend Stellen ganz fein durchlöchert war.

„Was ist das?“ frug Herr Blanchard.

„Die Seeflöhe haben diese Löcher gemacht,“ antwortete der Fischer.

In der That stöberte jeder Fußtritt ganze Schaaren dieser Insekten auf, zu nicht geringer Belästigung der Wanderer.

Um den Gipfel der Düne zu erreichen, deren Abdachung sehr steil und zerrissen ist, muß man sich durchaus mit Händen und Füßen zugleich forthelfen, was denn auch unsere vier Personen über eine Viertelstunde lang thaten.

Was das Ersteigen außerdem noch wesentlich erschwerte, war das Herabrollen großer Sandmassen fast bei jedem Schritte und in jeder Minute.

„Wenn wir tüchtig Regen bekommen hätten,“ sagte Péché, „würde der Sand ganz gut Widerstand geleistet haben; so aber währt die Trockenheit schon in die dritte Woche, und nichts macht den Sand so beweglich, wie die Hitze.“

Endlich erreichten sie ein ziemlich horizontales Terrain,

von dem aus man das ganze große Becken von Arcachon überblicken konnte; der Wind wehete aber hier mit solcher Wuth, daß an ein Bleiben gar nicht zu denken war.

„Wir müssen einen anderen Ort suchen,“ rief Herr Blanchard, mit beiden Händen seinen Hut festhaltend; „dieser hier ist gar zu unangenehm, selbst um sich —“

Er konnte den Satz nicht beenden; ein furchtbarer Windstoß wehete ihm das Wort von den Lippen.

„Die Augen zugemacht!“ schrie Péché.

Aber die Warnung kam zu spät.

Ein Sandwirbel hüllte die Wanderer in einer Secunde ein und drang ihnen in die Augen, die Nase, den Mund; sie waren dem Ersticken nahe.

„Der Teufel hole dieses verhexte Land!“ hustete und prustete Herr Blanchard.

„Führe uns wo anders hin,“ murrte Philipp Beyle, sobald er wieder sprechen konnte.

„Das will ich wohl thun,“ antwortete Péché, „aber es kann wohl kommen, daß wir noch ein tüchtiges Stück Wegs zurücklegen müssen, bevor wir einen Ort finden, der Ihnen zusagt.“

Er schritt voraus, und man setzte sich wieder in Bewegung.

Der Boden hallte keinen Tritt wieder, als scheue er sich, das verbrecherische Vorhaben zu verrathen, zu dem man ging; es war, als ob die vier Männer auf Filzpan-

toffeln schlichen. Kein Laut war zu vernehmen, selbst nicht der eines Thieres. Erst als man in eine Fichtenpflanzung kam, unterbrach dann und wann das Herabfallen eines Kienapfels die unheimliche Stille.

Endlich erreichte man eine kleine Thalschlucht, in der nichts, als Queckengras und erbärmliches Kienholz wuchs. Ersteres dient einigen mageren Kühen und Kälbern zur Nahrung.

Die so viel und oft erwähnte Traurigkeit der Sierras ist nicht im Entferntesten mit der Traurigkeit dieser Dünen zu vergleichen, deren Unfruchtbarkeit und feierliche Stille ganz geeignet ist, die Gedanken auf das Jenseits zu lenken.

„Hm! — Westwind, schlechter Wind!" brummte Péché.

An einer Biegung des Thales, wo es sich noch mehr verengerte, wendete er sich zu seinen Nachfolgern und sprach:

„Treten Sie ja genau in die Fußtapfen der Heerde."

„Warum denn?" frug Herr Blanchard.

„Warum — warum? — Je nun, um die Letten zu vermeiden, alle Tausend!"

„Letten? — Was sind das für Dinger?"

Der Fischer zuckte die Achseln.

„Ach — das wissen Sie ja so gut wie ich!" brummte er verdrießlich.

Fast in allen solchen einsamen Gegenden wird man finden, daß der Landmann einen steten Argwohn gegen den Städter oder den Reisenden hegt, dieser wolle ihn durch verstellte Unwissenheit foppen.

Herr Blanchard hätte gern weiter gefragt, aber weder Zeit noch Ort schienen ihm geeignet zu dergleichen Erkundigungen.

Statt des verstockten Péché wollen wir es übernehmen, dem Leser zu erklären, was diese Letten sind.

Sie sind nicht mehr und nicht weniger als Wassertümpel, zuweilen von drei bis vier Fuß Tiefe, welche nach heftigen Regengüssen durch das von den höchsten Dünen herabsickernde Wasser entstehen; nach und nach überziehen sie sich mit einer förmlichen Kruste von ganz feinem oder sehr leichtem Sande, den der Wind darüber hinweht, und welche durch die Hitze endlich ganz hart wird. Diese auf solche Weise bedeckten Tümpel sind ungemein gefährlich. Wehe dem unvorsichtigen Wanderer, der sich auf diese trügerische Decke wagt! Die Sandkruste berstet, verschwindet, und man sinkt zuweilen bis unter die Arme in fauliges Wasser.

In solchen Fällen ist das Gerathenste, sich ja nicht mit dem Heraussteigen zu übereilen und jede heftige Bewegung zu vermeiden. Ist dieser Sand einmal aus dem Gleichgewicht gebracht und zu Boden gesunken, so häuft er sich da von selbst wieder an; man muß dieser Anhäufung nur die gehörige Zeit lassen. Man fange erst an,

ganz langsam einen Fuß zu heben und während einiger Augenblicke unbeweglich zu bleiben; alsbald bildet sich eine neue Anhäufung unter dem gehobenen Fuße, die schon nach wenigen Minuten fest genug ist, um darauf sicheren Fuß zu fassen. Dann verfährt man mit dem anderen Beine in gleicher Weise, und so fort, sich ganz allmählig dem Rande des Tümpels zuschiebend, bis man endlich heraustreten kann.

Selbst die Thiere verfahren instinctiv auf solche Weise, wenn sie ja etwa in eine Lette gerathen sollten, was ihnen jedoch natürlich viel seltener passirt, wie den Menschen.

Diese verrätherischen Cloaken waren es, welche Péché meinte, und um sie zu vermeiden, blieb er öfters stehen und sondirte den Boden mit seinen Füßen.

Philipp Beyle folgte unmittelbar seinen Schritten.

Irenée von Tremeleu und Herr Blanchard folgten in einiger Entfernung und unterhielten sich mit gedämpfter Stimme.

Irenée war finsterer als gewöhnlich.

„Wissen Sie wohl,“ sprach Herr Blanchard zu ihm, „daß Sie allen unseren ritterlichen Traditionen durch Ihre Haltung Hohn sprechen? Unsere Väter gingen dergleichen Partien mit ganz anderem Gesichte entgegen!“

„Das ist wahr,“ erwiderte Irenée und versuchte dabei zu lächeln. „Dies abscheuliche Wetter hat ohne Zweifel auch meinen Geist mit seiner grauen Färbung angesteckt; erkenne ich mich doch selbst nicht wieder.“

„Wie viel Mal haben Sie Sich schon in Ihrem Leben geschlagen?“

„Dreimal, innerhalb dreier Jahre.“

„Und hatten Sie da jedesmal Ihr heutiges Gesicht?“

„Nein; ich war eher heiter als traurig, mein Blut floß leicht und lebhaft, unterwegs erschien mir Alles schön, Alles anziehend, während heute —“

„Nun, heute?“

„Ich kann mir meine heutige Stimmung selbst nicht erklären, mein lieber Herr Blanchard; mein Puls geht leicht, meine Hand ist ruhig und fest, aber fühlen Sie her, wie sie brennt. Ich habe wie einen Schleier vor den Augen, dagegen sind meine Gedanken um so heller — ja erschreckend hell sogar!“

„Teufel noch einmal! Das ist ja, was wir ein Vorgefühl nennen.“

„Ja, ja, ein Vorgefühl,“ wiederholte Irenée vor sich hin.

„Junger Mann, dem dürfen Sie durchaus nicht Raum geben; dagegen giebt es verschiedene Mittelchen. Zum Beispiel, setzen Sie Sich irgend eine Melodie recht fest in den Kopf und trällern Sie sie unaufhörlich vor Sich her.“

„Das würde vergeblich sein.“

„Vorsicht, alle Tausend! — Vorsicht! das könnte Ihnen sonst einen schlimmen Streich spielen.“



„Ich weiß es wohl.“

„Glauben Sie mir, ich, an Ihrer Stelle —“

„Sie, an meiner Stelle,“ unterbrach ihn Irenée, „würden ganz so denken, wie ich denke. Das Hellsehen kommt zu spät bei mir; es benimmt mir den Muth. Die ganze Leerheit und Nichtigkeit meiner verlebten Jugend, liegt jetzt plötzlich vor meinem Geiste da. Ach, es wäre besser gewesen, ich hätte mich irgend einer Idee, wäre sie auch noch so überspannt gewesen, als einer Herzensleidenschaft hingegeben!“

Herr Blanchard schwieg.

„Wozu habe ich bis jetzt,“ fuhr Irenée noch bitterer fort, „mein Leben, meinen Reichthum, meine Kenntnisse benutzt? Welcher — ich will nicht sagen — großen, aber doch ehrenwerthen und nutzbringenden Sache habe ich die besten und schönsten Tage meines Lebens geweiht? Ich war ein Müssiggänger; ich wollte mir die ganze Existenz eines Weibes aneignen, darüber verfügen. Eine schöne Lebensaufgabe für einen Mann! Und wenn es mir nur wenigstens noch gelungen wäre!“

„Was da! Gedenken Sie nicht mehr Dessen, was hinter Ihnen liegt, sondern richten Sie den Blick nur auf die Zukunft.“

„Meine Zukunft ist zu Grunde gerichtet. Was für Blüthen, was für Früchte kann ein Baum noch hervorbringen, der von seiner Wurzel losgelöst ist?“

„Sie — der Sie kaum noch in's Leben getreten sind?“ rief Herr Blanchard.

„Ja, ja, ich weiß im Voraus, was für Argumente Sie mir anführen können. Wohl bin ich kaum erst in's Leben getreten; aber durch welche Pforte? Durch die schlechte, die verhängnißvolle, durch die Höllenpforte, über dessen Schwelle die Worte geschrieben sind: „Lass' jede Hoffnung hinter Dir!“ — Jetzt müßte ich wieder umkehren, aber — meiner Treu! ich habe weder die Kraft noch die Lust dazu. Zu was auch? Neue Grundsätze annehmen, alle meine früheren Gefühle mit Füßen treten, die Schule des Lebens noch einmal, und von einem anderen Ausgangspunkte aus, durchmachen? Und was wäre der Gewinn davon? Neue Täuschungen, neue Enttäuschungen — das ist nicht der Mühe werth.“

„Das ist eine sehr schlimme Stimmung am Morgen eines Duells.“

„O — dieses Weib!“ murmelte Irenée.

Einige Minuten schritten beide schweigend nebeneinander her.

„Sehen Sie diesen Mann,“ rief plötzlich Irenée, auf Philipp Beyle zeigend; „dieser Mann hat Recht, er ist der Stärkere! Er hat sich schneller herausgezogen, als wenn er die Frauen verflucht hätte — er verleugnet sie. Dieser Mann wird mich rächen.“

„Einstweilen aber,“ sagte Blanchard, „werden Sie wohl thun, an ihre persönliche Vertheidigung zu denken, denn Sie beunruhigen mich in der That.“

„Meine Vertheidigung? — ja, ja, Sie haben Recht," warf Irenée zerstreut hin.

„Haben Sie einen sicheren Blick?"

„Ja!"

„Eine feste Hand?"

„Sehr fest!"

„Nun, dann hoffe ich, wird Alles noch gut gehen. Zum Glücke schießt man nicht mit dem Geiste, sonst würde ich Sie für einen todten Mann betrachten."

Irenée lächelte, ohne zu antworten.

Endlich war man in eine kleine Thalebene von einiger Ausdehnung und von kaffeebrauner Farbe gekommen, die durch einen, mit hohem Ginster bewachsenen Hügel ziemlich gegen den Wind geschützt war.

Von hier konnte man weder das Meer, noch das Becken von Arcachon mehr sehen; die umliegenden Dünen, auf deren Gipfel dann und wann einige wilde Pferde erschienen, die bei'm Anblicke von Menschen wieder umkehrten, beschränkten die Aussicht.

Wir haben bereits gesagt, welch' ein graues, düsteres Ansehen der Himmel hatte.

Am Boden gewahrte man hier und da einige schwarze Stellen, Spuren von Kohlen, wahrscheinlich Ueberbleibsel von Lagerfeuern, die sich Schiffbrüchige hier von trockenem Haidekraute angezündet hatten.

Man entschied sich dahin, daß das Duell an diesem Orte stattfinden sollte.

Philipp Beyle, der während des ganzen Weges alle Gegenstände mit der gleichgiltigen Neugierde eines Touristen betrachtet hatte, blickte hier ebenfalls rings um sich, und sprach:

„Diese Gegend hat fürchterlich den Spleen."

Die Präliminarien konnten nicht viel Zeit erfordern. Nachdem Herr Blanchard und Péché, einer nach dem anderen, den Raum abgeschritten, wurden die beiden Gegner einander in einer Entfernung von dreißig Schritten gegenüber gestellt.

Jedem von ihnen stand es frei, noch fünf Schritte zu avanciren, was den Abstand auf zwanzig Schritt reducirte.

Es ward durch Loos bestimmt, wer den ersten Schuß haben sollte.

Das Loos entschied für Philipp Beyle.

Er empfing die Waffe aus der Hand des Herrn Blanchard.

Irenée von Tremeleu seinerseits hatte ebenfalls seinen Posten eingenommen.

Hierauf entfernten sich die Zeugen von den beiden Duellanten und einige Augenblicke herrschte nun jene grauenhafte feierliche Stille, die gewiß Keiner jemals wieder vergißt, der sie nur ein einziges Mal erlebt hat.



Herr Blanchard schlug jetzt dreimal in die Hände.

Nach dem dritten Schlage bediente sich Philipp Beyle seines Rechts, noch fünf Schritte weiter vorzutreten.

Dann blieb er stehen, hob das Pistol, zielte — nicht zu hastig und auch nicht zu lange, sondern wie man eben zielen muß.

Der Schuß fiel.

Irenée von Tremeleu stürzte zu Boden.

Schluß des ersten Bändchens.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Die schöne Gabriele

von

August Maquet.

Fortsetzung von

Die Fünf und Vierzig

von

Alex. Dumas.

In elegantem Deutsch
vollständig wiedergegeben
von

Ferdinand Heine und **August Schrader**

10 Bände in Schillerformat à 10 Ngr.

Für die Abnehmer der Leipziger Ausgabe von Dumas' Schriften ist dasselbe auch unter dem Titel:

Supplemente zu A. Dumas' Schriften 7—16. Theil

zu haben.

Die Todtenhand

von

F. Le Prince.

Fortsetzung des Romans

Der Graf von Monte-Christo

von

Alexander Dumas.

Taschen-Ausgabe (unter dem Titel: Supplemente zu Alexander Dumas' Schriften). 6 Bde. à 10 Ngr.

Octav-Ausgabe. 3 Bde. à 20 Ngr.